Wittener Tageblatt

verbunden mit dem

Wittener Anzeiger.

Einrückungsgebühr: 12½ ₰ für die einspaltige Petit-Zeile oder deren Raum, Minimalsatz 50 ₰. Das „Witt. Tagebl." erscheint täglich (7mal in der Woche). Fernsprech-Anschluß Nr. 2, Amt Witten.

Bezugspreis: Monatlich 60 ₰ (im Voraus zahlbar) frei ins Haus gebracht; bei Abnahme auf der Post 2 ℳ (Postzeitungskatalog Nr. 8546), durch die Postboten bezogen 2,40 ℳ

№ 211 (Für die Redaktion verantwortlich: H. Krüger jun., Witten.) Dienstag, den 4. August 1903. (Rotationsdruck und Verlag von C. D. Krüger, Bahnhofstr.) 44. Jahrg.

Steuerreform.

Es läßt sich nicht leugnen, daß in den letzten Jahren, seitdem der Umschwung in der gewerblichen Konjunktur eintrat, unter den deutschen Bürgern mehr und lebhafter als sonst über die Steuern gesprochen ist. Wohlgemerkt über die direkten Steuern, denn bei den indirekten Abgaben haben wir wohl erkannt, daß einem zeitweisen Aufwärts doch auch wieder ein Abwärts folgt, daß zudem Produktionsverteuerung und fremde Ringwirtschaft, wie z. B. beim Petroleum, zuweilen größeren Einfluß auf die Preisbildung haben, wie unsere Zölle. Von neuen wirklich lastenden indirekten Volkssteuern sind wir ja auch seit verschiedenen Jahren verschont geblieben. Aber die direkten Steuern! daß sie gezahlt werden müssen, sieht jeder ein, aber die nun einmal unvermeidlichen Meinungsverschiedenheiten zwischen den Steuerbehörden und den Steuerzahlern! Es ist die Pflicht der Behörden, das Einkommen tunlichst genau zu ermitteln, damit die gesetzlich festgelegten Steuerbeträge erhoben werden können; aber menschlich ist auch wieder die Abneigung der Steuerzahler, alle Einzelheiten ihrer Einkommen-Verhältnisse vor den Behörden darzulegen, besonders in Zeiten mit soviel geschäftlichem Verdruß, wie die heutigen es sind. Es ist für einen Beamten, der sich genau nach den gesetzlichen Paragraphen zu richten hat, nicht leicht, sich in die Stimmung vor allem in die Erfahrungen eines Mannes aus dem praktischen Leben hineinzuversetzen. Dem Gewerbetreibenden jeder Art werden außer den Steuern noch so viele direkte und indirekte Lasten zum Besten der Allgemeinheit zugemutet, daß sein Denken, er könne doch auch etwas Rücksichtnahme beanspruchen, nicht unbillig erscheint. Daß es bei der Steuerzahlung viel Drückeberger gibt, ist unzweifelhaft, auch die schärfsten Bestimmungen werden sie nicht ausrotten; aber gerade unter den Mitgliedern des Nährstandes denen in harten Zeiten, um einen drastischen Ausdruck zu gebrauchen, oft genug „der Kopf raucht", soll man sie nicht mit Vorliebe suchen. Aus der selbständigen Geschäftswelt werden so wie so die allermeisten direkten Steuern herausgeholt, verlieren diese Staatsbürger die Lust zur Tätigkeit, dann sind wer weiß wie viele Angestellte auf dem Trocknen, und bei den Steuer-Einnahmen wird es sehr genau empfunden.

Die Ansprüche an die Steuerzahler sind gestiegen, infolge der schlimmen Krisis haben sich aber die Einnahmen vermindert. Die Gemeinden brauchen nicht weniger, sondern mehr Geld, und erfolgen Steigerungen der kommunalen Steuerzuschläge, so gibts finstere Gesichter. Unwillkürlich müssen wir daran denken, daß die Franzosen sehr wohl wissen, was sie tun, wenn sie sich mit Hand und Fuß gegen die Einführung einer direkten Einkommensteuer sträuben. Die indirekten Steuern, die dem Staat, wie den Gemeinden die Existenzmittel geben, sind dort viel höher, aber sie werden nicht so gemerkt. Und vor allem wird dabei der Einschätzungsstreit vermieden. Es ist darin bei uns stets gesetzlich, aber für kritische Zeiten, wie wir sie haben, mitunter doch etwas scharf zugegangen, manchem eifrig schaffenden Manne ist sein Tätigkeitsdrang gesunken. Es ist zum Teil auch bei den Reichstagswahlen zu erkennen gewesen, wie der Mißmut über Steuer-Angelegenheiten direkt den radikalen Elementen genützt hat. Selbstverständlich kann die Politik auch gesetzlich geregelte Verwaltungssachen nie einen besonderen Einfluß ausüben, aber wir haben auch Zeit und Zeitverhältnisse nicht ganz zu übersehen.

Die Bilanz aus den Jahren des sogenannten gewerblich-industriellen Aufschwunges ist keine günstige gewesen. Viel Geld ist hinterher verloren, weit mehr Geld ist fest angelegt und kann nicht flüssig gemacht werden, wenn nicht gewaltige Einbußen mit in den Kauf genommen werden sollen. Hinzu kommt, daß eine Wiederbefestigung des schwer erschütterten Vertrauens noch immer nicht im vollen Umfange stattgefunden hat. Und die einzelnen Individuen? Gewiß hat der Verdienst in jenen Jahren eine Steigerung zu verzeichnen gehabt, aber die neuen Zeitanschauungen und gestiegene Preise haben in Wahrheit manchen sich schlechter stellen lassen, als bei früherem geringeren Einkommen. Mehr ist verdient, aber viel mehr ist ausgegeben! Und weil dem unbestreitbar so ist, weil wir auf diesem Wege weiter gehen, so dürften wir von selbst zu der Frage kommen, ob nicht eine gewisse Reform der direkten Steuern, und namentlich auch eine erweiterte Benützung indirekter Kommunalsteuern, angebracht ist. Das wirkliche Einkommen ist heute nicht mehr von solcher Elastizität, daß es alles leisten kann.

Niederrheinisch-westfälischer Vertretertag der national-sozialen Partei.

Elberfeld, 3. August.

Die Frage der Fusion der national-sozialen Partei mit der freisinnigen Vereinigung kam gestern nachmittag in einer im „Deutschen Kaiser" hierselbst abgehaltenen Versammlung der Vertreter der Nationalsozialen vom Niederrhein und von Westfalen zur Verhandlung. Oberlehrer Dr. Guttmann-Dortmund, Mitglied des Gesamtvorstandes des nat.-soz. Hauptvereins, erstattete ein die Fusionsbestrebungen nach allen Seiten hin eingehend beleuchtendes Referat. Er verbreitete sich in demselben zunächst über die Vergangenheit der nationalsozialen Bewegung und unterzog dann die gegenwärtige Lage desselben einer genauen Durchsicht. Die vergangenen Reichstagswahlen hätten, so betonte der Redner ausdrücklich, der nationalsozialen Partei zweifellos einen äußeren Erfolg gebracht, da sie einen, wenn auch kleinen Stimmenzuwachs zu verzeichnen und ihr erstes Reichstagsmandat errungen habe. Trotzdem aber sei nicht zu leugnen, daß die Wirklichkeit des Nationalismus in der Wahlkampagne eine entschiedene Niederlage in einem Hauptpunkte erlitten habe. Der Plan, auf Kosten der Sozialdemokratie eine selbständige Partei am Leben zu erhalten, sei gescheitert. Der Grund dafür sei, daß die Parteibildung mit untauglichen Mitteln ins Werk gesetzt worden sei. Namentlich hätten sich die finanziellen Mittel als durchaus unzulänglich erwiesen. Die Summen, die s. Zt. Pfarrer Naumann bei der Gründung der Partei als unumgänglich notwendig bezeichnet habe, seien niemals aufgebracht worden. Ebensowenig seien die beiden Parteiorgane, die „Hilfe" und die „Zeit", in der Lage gewesen, sich selbständig zu erhalten. Beide Zeitschriften hätten heute zusammen nicht einmal soviel Abonnenten wie die „Hilfe" im Jahre 1895 allein. Wenn man die aus der brutalen Mittellosigkeit resultierende Hemmung der Bewegungsfreiheit bedenke, so könne man es verstehen, wenn Naumann sage: „Ich habe es getragen sieben Jahr und kann es nicht tragen mehr". Ich kann meinen Freunden an Opferwilligkeit nichts mehr zumuten. Diese Mittellosigkeit nannte Naumann mit Recht das Bleigewicht der Dinge, an dem kein moralischer Appell etwas ändern kann. Dieser Tatsache ins Gesicht zu sehen, müsse man den Mut haben und gleichzeitig den Willen, sich ihr zu beugen. Aber die Lage der nationalsozialen Partei sei auch dann noch aussichtslos, wenn die finanziellen Schwierigkeiten durch die oft bewiesene Opferwilligkeit der Mitglieder beseitigt werden. Den Verein zu erhalten sei schon deshalb eine Unmöglichkeit, weil ihm die Führer und die Berufspolitiker fehlten. Naumann und Abg. von Gerlach würden unter keinen Umständen fernerhin an der Spitze bleiben, und der bisherige Sekretär Max Mauerbrecher habe, wie er, Redner, autentisch mitteilen könne, erklärt, daß er zur Sozialdemokratie übertreten werde. (Bewegung.) Die gemeinsame Grundstimmung innerhalb der nationalsozialen Partei sei aber nichtsdestoweniger der Wunsch, wie bisher weiterzuarbeiten, und zwar zusammen, nicht vereinzelt. Nach Lage der Dinge sei dies aber nur möglich in enger Verbindung mit der nächstverwandten älteren politischen Partei. Dieser Gedanke sei im Gesamtvorstande ernstlich erwogen worden, und mehr noch als die Aufmunterung jener großen Blätter, die der nationalsozialen Bewegung immer freundlich gegenübergestanden, müsse den Vorstand zur Ausführung desselben das Abwinken Eugen Richters in der „Freisinnigen Zeitung" bestimmen. Eugen Richter sehe eben, wie durch die Annäherung der Nationalsozialen an die freisinnige Vereinigung seine eigene Wirtschaft ins Wanken gerate. Von einer Fusion der beiden Parteien im eigentlichen Wortsinne könne man nicht reden, denn von einem glatten, schlichten Uebertritt der Nationalsozialen zur freisinnigen Vereinigung könne nicht die Rede sein. Was die den Nationalsozialen von der freis. Vereinigung gemachten Zugeständnisse anlange, so seien diese zwar nicht als glänzend, wohl aber als annehmbar zu bezeichnen. Der Anschluß an die verwandte politische Partei könne nur geschlossen erfolgen, sonst wären die Nationalsozialen zur politischen Untätigkeit verdammt, und das wäre doch schade um die bisher geleistete politische Arbeit und die durch die Nationalsozialen entbundene politische Kraft. Bei Beurteilung der in Rede stehenden Frage müsse man sich immer vor Augen halten, daß es den Nationalsozialen um eine Partei als solche nie zu tun gewesen ist, sondern um eine Verstärkung des Gesamtliberalismus Deutschlands.

Die Nationalsozialen hätten gelernt, sich als ein Stück dieses Gesamtliberalismus zu betrachten, und sie wüßten, daß sie mitverantwortlich seien für das Schicksal derselben. Es sei ihre Pflicht, die gegenwärtig den gesamten deutschen Liberalismus durchziehende frische Strömung zu verstärken und man dürfe hoffen, daß das Beispiel der National-Sozialen Nachahmung finden werde.

Nach stundenlanger Diskussion stellte Pastor Müller-Solingen folgenden Antrag: 1. die Versammlung läßt den für den Parteitag in Göttingen gewählten Vertretern freie Hand; 2. die Parteimitglieder vom Niederrhein und Westfalen bleiben zusammen als Freunde der „Hilfe"; 3. sie schaffen einen Garantiefonds zur Unterstützung der „Hilfe"; 4. sie versuchen die nationalsozialen Ideen auch weiter in die Arbeiterschaft zu propagieren; 5. die Arbeit ist in allen Parteiorganisationen erlaubt. — In seinem Schlußwort trat Oberlehrer Dr. Guttmann-Dortmund der Auffassung, daß es Jedem freigegeben werden könne, in welcher Parteiorganisation er rücken wolle, energisch entgegen und bezeichnete diesen Gedanken als einen Frevel an dem, was die Nationalsozialen bisher politisch geleistet hätten. Vor allen Dingen müsse dafür gesorgt werden, daß Pfarrer Naumann in Wirksamkeit bleibe; der Einfluß desselben hänge aber von der Größe der Anzahl derer ab, die er bei seinem Uebertritt zur freisinnigen Vereinigung mit sich ziehe. Ein gedeihliches Weiterwirken der Nationalsozialen könne nur in einer Organisation erfolgen, und diese Organisation könne nur die freisinnige Vereinigung sein, die den Nationalsozialen nach jeder Richtung hin ausreichende Garantien biete. Die zwischen beiden Parteien bestehenden Differenzen seien ganz geringfügig, und die Nationalsozialen brauchten bei ihrem Uebertritt kein Opfer der Ueberzeugung zu bringen. Es gelang dem Referenten, die Versammlung auf folgende Resolution zu einigen: „Wir erblicken in dem Antrage des Gesamtvorstandes (Anlehnung an die in nationalen und sozialen Fragen uns am nächsten stehenden freisinnigen Vereinigung und geschlossener Eintritt in den Wahlverein der Liberalen unter Erhaltung der Orts- und Landesvereine) die verhältnismäßig beste Lösung der Schwierigkeit, in der sich unsere Organisation befindet, und glauben der Ausbreitung unserer Grundgedanken und der liberalen Gesamtbewegung, in die wir uns einrechnen, auf diesem Wege am besten dienen zu können".

Hauptversammlung des Zentralverbandes deutscher Kaufleute u. Gewerbetreibender.

(Unber. Nachdr. verb.)

Witten (Ruhr), 3. August.

I.

Zu der 16. Hauptversammlung des Zentral-Verbandes deutscher Kaufleute und Gewerbetreibender, die heute und morgen in Witten an der Ruhr tagt, waren als Ehrengäste die Herren Bürgermeister Haarmann, Beigeordneter Menzel und Handelskammersekretär Dr. Wiebe-Bochum erschienen. Herr Bürgermeister Haarmann würdigte in seiner Begrüßungsansprache die für Witten ehrende Tatsache, daß die Mitglieder einer so bedeutenden wirtschaftlichen Vereinigung, wie es der Zentralverband deutscher Kaufleute und Gewerbetreibender ist, aus ganz Deutschland in Witten zusammenkämen. Handelskammersyndikus Dr. Wiebe-Bochum wünschte den Verhandlungen der Generalversammlung, daß es ihnen gelingen möge, ihr Ziel zu erreichen, nämlich den soliden, reellen Kaufmannsstand, der ein wesentlicher Bestandteil des gewerblichen Mittelstandes bilde und zugleich dessen oberste Schicht, zu erhalten und zu stärken. Der Redner glaubte, darauf hinweisen zu müssen, daß der gewerbliche Kaufmannsstand sein Heil vor allem in der Selbsthülfe zu suchen habe. Stadtrat Reunert-Witten teilte mit, daß für den 4. Aug. ein Regierungsvertreter erwartet werde. In Erledigung der Tagesordnung kommentierte der Verbandsvorsitzende, Hugo Geest-Leipzig, den gedruckt vorliegenden

Geschäftsbericht.

Der Bericht beklagt das Versagen der Regierungen, namentlich der Reichsregierung, sehr oft da, wo es gelte, im Sinne ausgleichender Gerechtigkeit gegen die „im freien Spiel der Kräfte" geübte Rücksichtslosigkeit der Großbetriebe den wirtschaftlich ungleich schwächeren Kleinhandel zu schützen, weil man den Mittelstand als ein absterbendes Glied am Volkskörper zu betrachten gewohnt sei. Aber auch die Volksvertreter verständen nicht, ihre Aufgabe als Interpreten der Wünsche des Volkes zu erfüllen. Ein Beweis dafür sei die mangelnde Unterstützung, welche die Petition des Zentralvereins wegen Heranziehung der nicht eingetragenen Konsumvereine zur Einkommensteuer im Abgeordnetenhause gefunden habe. In der Besprechung der den gewerblichen Kaufmannsstand interessierenden Erscheinungen im Fache selbst und in der Gesetzgebung wird erwähnt: In den Rabatt-Sparvereinen hätten der Kleinkaufmann und der Gewerbetreibende ein Mittel gefunden, der brutalen Anwendung des Großkapitals der Konsumvereine und Warenhäuser erfolgreich zu begegnen. Eine andere Art der Selbsthilfe sei der geschlossene Einkauf. Derselbe gewähre den in Rabattsparvereinen organisierten Detaillisten die Mittel zur Rabattgewähr. Beide Einrichtungen mit einander verbunden wendeten die Gefahr der Erdrückung des Detaillisten durch die übermächtigen Konkurrenten ab. Die Anregung zu einer Großorganisation der Einkaufsgenossenschaften sei nur noch eine Frage der Zeit. Von den

Petitionen

des Zentralverbandes sei diejenige, die eine Heranziehung der nicht eingetragenen Konsumvereine zur Einkommensteuer bezweckte, vom Herrenhause der Regierung als Material überwiesen worden, während das Abgeordnetenhaus sich ablehnend verhalten habe. Die Bewegung gegen die Beteiligung der Beamten an Konsumvereinen sei von den Landesregierungen nicht beachtet worden. Im Kampf gegen die Warenhäuser müsse die preußische Regierung zu einem kräftig wirkenden Ausbau des Warenhaussteuergesetzes gedrängt werden. Mit der Besteuerung der Wanderlagerbetriebe habe Hamburg mit Einführung dieser Steuer den an-

---

Der Seidenhändler von Damaskus.

Erzählung von Richard Schott.

25) (Nachdruck verboten.)

Hakim selbst hatte ein prächtiges, mit Goldstickereien närrisch überladenes Gewand angelegt und sich einen großen, krummen Säbel umgehängt, an dessen Gurtzeug mächtige Edelsteine funkelten. Auch an der Vorderseite des Turbans war eine Agraffe von Edelsteinen angebracht, und die Hände waren so dicht mit Ringen besetzt, daß er die Finger kaum bewegen konnte.

So erwartete der Herr des Libanon und Antilibanon, des Großen Hermon und der Bikaa seinen fränkischen Freund, mit dem er einst Blutsbrüderschaft schloß, als der Doktor ihm bei einem Fieberanfall das Leben rettete.

Doktor Jensen, der mit den Sitten der syrischen Stämme genau vertraut war und überdies Hakims protzige Eitelkeit kannte, ging auf alles ein, was hier die ins Possenhafte gesteigerte orientalische Zeremonie von ihm verlangte. Er hatte sie bei seinen archäologischen Streifzügen genugsam kennen gelernt, um zu wissen, daß er nur dann etwas erreichen konnte, wenn er den Gegner mit seinen eigenen Waffen schlug: mit der geschmeidigsten Liebenswürdigkeit und Höflichkeit, hinter denen doch die Falschheit lauerte, mit der prahlerischen Großmut, die nur die schnödeste Selbstsucht verdeckte, und mit den überschwänglichsten Freundschaftsbeteuerungen, unter deren Deckmantel der Orientale so meisterlich zu übervorteilen versteht.

Sobald also der Zug vor dem Zelte angelangt war, und der chädim und die Musikanten sich zurückgezogen hatten, trat er, nachdem er sich der Schuhe entledigt hatte, feierlich auf Hakim zu, verneigte sich, indem er die rechte Hand erst gegen die Brust, dann gegen die Stirn bewegte, tief vor ihm und sagte: „Nehârak sa'id", was bei uns etwa so viel, wie „Guten Tag" bedeuten würde.

„Nehârak mubârâk" (Dein Tag sei gesegnet), antwortete Hakim, erhob sich und ging einen Schritt auf seinen Gast zu, um ihm dadurch seine besondere Hochachtung zu bezeugen.

Dann setzte er sich wieder und forderte den Doktor mit einer Handbewegung gleichfalls zum Sitzen auf, während die Diener, die linke Hand auf das Herz gelegt, in kleinen goldenen Schalen den Kaffee darreichten. Andere Diener setzten rechts und links neben dem Sitz des Gastes messingene Schalen für die Pfeifenköpfe an den Boden, brachten die Pfeifen und legten, nachdem der Doktor eine gewählt hatte, kleine glühende Kohlen auf den feingeschnittenen Tabak.

Kein Wort wurde dabei gesprochen. Erst nachdem die Diener die geleerten Kaffeeschälchen wieder abgenommen hatten, legte der Doktor die Hand abermals zum Gruße auf die Herzgegend und dann an die Stirn und fragte hierauf mit der vom guten Ton genau vorgeschriebenen Redewendung: „Kêf hâlak?" (wie ist Dein Befinden?)

„El-hamdu billâh, taijib", (Gott sei Dank, gut), gab Hakim ebenso vorschriftsmäßig zurück.

Diese Redensarten wurden in gewissen Zwischenpausen noch mehrmals wiederholt. Dann erst war den Vorschriften der Umgangsform Genüge getan, und der Doktor konnte in weitschweifigen Worten sich Auskunft darüber erbitten, aus welchem Grunde ihm die hohe Auszeichnung zuteil geworden sei, zu dieser Stunde in das edle Auge seines erhabenen Freundes blicken zu dürfen.

„Ist es nicht zu jeder Stunde eine Freude, einen weisen Mann zu sehen?" antwortete Hakim verbindlich. „Bedarf es dazu noch eines Grundes? Mir wurde gesagt, daß Du hier in der Nähe Rast hieltest. Da nahm ich mir die Freiheit, Dich um Deinen Besuch zu bitten, um ein Stündchen mit Dir zu schwatzen und von Deiner Weisheit zu lernen".

„Deine Einladung ist eine hohe Auszeichnung für mich, erhabener Fürst. — Aber man wird Dir vielleicht auch gesagt haben, daß ich nicht allein reise, und — daß wir nicht ganz freiwillig in diesem Tale rasten".

„Ja, ich habe davon gehört. Einige vorwitzige Burschen haben sich einen Scherz mit Euch erlaubt, den Ihr — hm, hm — leider nicht richtig verstanden zu haben scheint".

„O freilich, Herr, haben wir ihn verstanden. Wir haben ihn gerade so zu würdigen gewußt, wie Du den Scherz eines Bären zu würdigen wissen würdest der Dich mit zärtlicher Umarmung begrüßt, wenn Du, in Deine erhabenen Gedanken versunken, schutzlos im Gebirge lustwandelst".

„Ei! Ei! Das wäre eine schöne Ueberraschung!" rief Hakim mit erkünstelter Heiterkeit. — — „Aber, — — so völlig schutzlos wartet Ihr doch wohl — Allah sei Dank — nicht, als meine Bären Euch streichelten? — Ihr sollt ihnen tüchtig eins aufs Fell gebrannt haben. — Alle meine Leute preisen Eure Schießkunst und nennen Eure Flinten Zauberbüchsen, die von selber schießen, ohne daß man sie lader. Wenn ich weniger bescheiden wäre, als ich bin, würde ich meinen Freund zu bitten wagen, mich auch einmal mit solch einem Wunderding bekannt zu machen".

„Es wird mir eine Ehre sein, Dir eins senden zu dürfen, — sobald wir unsere Reise glücklich beendet haben werden", sagte der Doktor, sich tief verneigend. Es kostete ihn Ueberwindung, das Gespräch in dieser Weise fortzusetzen und immer wie die Katze um den heißen Brei herumzugehen. Aber da man im Orient viel Zeit und Geduld haben muß, wenn man bei einer geschäftlichen Auseinandersetzung etwas erreichen will, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, zu warten, bis Hakim selbst die Verhandlungen über ihre Weiterreise eröffnen würde.

Nach langem Hin und Her fing der Druse dann auch davon an, aber so schlau und vorsichtig, daß ihm gar nicht beizukommen war, bis er endlich in sehr gewundenen, aber nicht mißzuverstehenden Worten mit dem Geständnis herausrückte, es sei ihm viel daran gelegen, die Stadt Zahle in seine Hand zu bringen. Nachdem er mit Gewalt nichts hatte ausrichten können, gedachte er, es mit List zu versuchen, und dazu kam ihm die Notlage des Seidenhändlers jetzt gerade sehr gelegen. Mit lauernd vorgeschobenen Kopf- und Handbewegungen, als wolle er seine Gedanken in den Doktor hineinbohren, machte er schließlich geradezu den Vorschlag, der Seidenhändler solle mit seiner Hülfe nach Zahle gehen und die Stadt an ihn verraten; er seinerseits wolle dann dafür sorgen, daß die Cocons sofort nach Beirut gebracht würden.

Der Doktor war über diese unverschämte Zumutung so empört, daß er fast aus der Rolle gefallen wäre und dem schuftigen Drusen eine tüchtige Grobheit gesagt hätte. Dennoch beherrschte er sich, erklärte aber rund heraus, daß ein deutscher Kaufmann für ein solches Geschäft niemals zu haben sein würde, und daß Hakim sich die Antwort auf seine Anfrage nur beim Seidenhändler selbst holen möge.

Darauf wurde Hakim merklich kühler. Er fing an, mit seiner Macht zu protzen, und ließ es auch an Anspielungen nicht fehlen, daß er mit dem Seidenhändler noch ein Hühnchen zu rupfen hätte, und daß die Gelegenheit jetzt recht günstig sei, das alte Konto zu begleichen.

Der Doktor ließ sich dadurch nicht einschüchtern und wußte seinerseits die Kraft des Seidenhändlers und die Furchtbarkeit der Zauberbüchsen ins rechte Licht zu setzen. Alles natürlich mit der freundschaftlichen Miene und den verbindlichsten Ausdrücken. Auch die Eitelkeit Hakims suchte er sich nutzbar zu machen, indem er andeutete, es sei eines so großen und erhabenen Fürsten doch nicht würdig, harmlose Reisende wie ein Räuber zu überfallen.

Aber Hakim gab sich jetzt kaum noch die Mühe, seine Absichten hinter glatten Worten zu verbergen.

(Fortsetzung folgt.)

deren Bundesstaaten ein nachahmenswertes Beispiel gegeben. Leider sei der Eingabe des Zentralverbandes, die bezweckte, der Umgehung gesetzlicher Vorschriften über das Detaillreisen Schranken zu setzen, vom Bundesrat keine Folge gegeben worden. Bessere Erfolge hätten die Petitionen gegen den Hausierhandel gehabt. Ueber die Erfolge der Bitten des Zentralverbandes nach Einführung von Gewichtsstücken zu 125 und 250 Gramm verlaute nichts bestimmtes, es heiße aber, daß sie Berücksichtigung finden würden. Zu den Fragen des Ladenschlusses, der nächtlichen Ruhezeit der Angestellten und der Sonntagsruhe hat der Zentralverband in einer Eingabe an den Reichstag Stellung genommen und darin beantragt, die Zahl der Ausnahmetage in Städten von 300 000 oder mehr Einwohnern von 40 auf 60 zu erhöhen, die Ruhezeit der Angestellten auf zehn Stunden zu verkürzen, sowie die gegenwärtige Dauer der Sonntagsruhe beizubehalten. Die Petition sei dem Reichskanzler als Material überwiesen worden. Sei der selbständige Kaufmann nicht gewillt, so wird weiter ausgeführt, auf seine Kosten und zu seinem Schaden die über Billigkeit und Recht hinausgehenden Forderungen der Angestellten bezüglich einer ausgedehnteren Ruhezeit zu erfüllen, so biete er ohne Besinnung seine Hand, wenn es sich darum handle, dem

Handlungsgehülfen zur Bereicherung seines Wissensschatzes

und besonders zur Vermehrung seiner technischen Kenntnisse zu verhelfen. Deshalb sei der Zentralverband dem deutschen Verbande für kaufmännisches Unterrichtswesen beigetreten. Dem Bunde der Kaufleute gegenüber nimmt die Verbandsleitung eine ablehnende Haltung ein. Der Zentralverband besteht gegenwärtig aus 10 Unterverbänden, unter denen sich der Verband von Kaufleuten der Provinzen Rheinland und Westfalen und der angrenzenden Länder befindet. Der Geschäftsbericht schließt mit der Versicherung, daß er den Kampf gegen die Widersacher des gewerblichen Kaufmannsstandes mit ungeschwächter Kraft fortführen werde. Dem vom Schatzmeister des Verbandes Tripp-Kassel erstatteten

Kassen- und Rechenschaftsbericht

ist zu entnehmen: Die Einnahmen und Ausgaben balanzieren mit 15 386,40 Mark. Die Ausgaben belaufen sich auf 6733,56 Mark, der Kassenbestand auf 8652,84 Mark. Dem Kassierer wurde Entlastung erteilt. Die Debatten bei der

Erledigung von Anträgen

waren von vornherein recht lebhaft und bezeichnend für die erbitterte Stimmung, die in den Kreisen der deutschen Kaufleute und Gewerbetreibenden wegen angeblich mangelnden Entgegenkommens der Staatsregierung bei den Wünschen, die aus der durch den Zentralverband vertretenen Schicht des Mittelstandes an die Gesetzgebung gestellt werden. Die schon im Geschäftsbericht enthaltene Klage über diesen Mangel an Unterstützung durch die Regierung klang laut und eindringlich in all dem wieder, was die einzelnen Redner zu den Anträgen ihrer Verbände ausführten. Die Wahlergebnisse des 16. und 25. Juni wurden als warnendes mene tekel gezeigt und ganz unverholen drohten namentlich zwei Redner, H. Muhl-Cochstedt und Bergmann-Berlin mit dem „roten Gespenst". H. Muhl sprach zu dem Antrag des Verbandes der Provinz Sachsen: „Der Vorstand des Zentralverbandes wird beauftragt, an das preußische Eisenbahnministerium eine Anfrage zu richten, ob es auf Wahrheit beruht, daß das Ministerium an seine Beamten Anweisungen gerichtet hat, Wohlfahrtseinrichtungen, Konsumvereine und Vereine zum gemeinsamen Wareneinkauf einzurichten. Gegebenenfalls wolle der Vorstand das Ministerium dringend ersuchen, jene Anweisungen zurückzunehmen". Man wird die Erregung verstehen, die die Behauptung von dem Vorgehen des preußischen Eisenbahnministeriums in den Kreisen des kaufmännischen gewerblichen Mittelstandes hervorrief, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kleinkaufleute die Konsumvereine, namentlich die Beamtenkonsumvereine, als Nägel zum Sarge ihres Gewerbes ansehen. Der Referent Muhl sprach in tiefer Bewegung seine Entrüstung in der Sache aus, die dem Abgeordnetentag so ungeheuerlich erscheint, daß verschiedentlich Zweifel daran laut wurden (die übrigens ja in dem Antrage selbst schon enthalten sind) daß die berüchtigten Anweisungen des preußischen Eisenbahnministeriums generell ergangen seien. Vom Vorsitzenden wurden tatsächliche Unterlagen verlangt, ehe man zu einer Abwehrmaßregel greife, sonst führe man einen Schlag in die Luft. Mündliche Garantien für die Wahrheit der Behauptungen des Antrages wurden von dem Referenten Muhl allerdings gegeben. Tripp-Kassel berichtete von dem Erfolg einer Deputation des Kasseler Vereins, die in Berlin dagegen Protest erhoben habe, daß eine Beamtengenossenschaftsbäckerei durch Ueberlassung von staatlichem Grund und Boden in Erbpacht gefördert werde. Der Minister habe versprochen, eine Enquete zu veranlassen darüber, wie weit die Schädigungen des kaufmännischen Mittelstandes durch wirtschaftliche Beamtenvereinigungen gingen und je nach dem Ergebnis dieser Enquete werde er eingreifen. An die Erfüllung dieses ministeriellen Versprechens soll in der Verfolgung des besprochenen Antrages erinnert werden. Der Vorstand des Zentralverbandes, an den der Antrag gerichtet ist, versprach, ihn weiter zu verfolgen, sobald die geforderten tatsächlichen Unterlagen beschafft seien.

Ein Antrag des Vereins zum Schutze des Handels und Gewerbes für Schlesien, die frühere Eingabe in Sachen der Steuerfreiheit der nicht eingetragenen preußischen Konsumvereine zu wiederholen (der Antrag bezweckt, die Konsumvereine zu besteuern) wurde nach einem Referat des Herrn Kaiser in Breslau angenommen. Gleichfalls eine alte, bekannte Materie betraf der Antrag des Detaillistenverbandes für Hessen und Waldeck, an den Reichstag und an den preußischen Landtag eine Eingabe gegen die Produktivgenossenschaften, insbesondere gegen die der Beamten, zu senden. Der Antrag wurde ohne Erörterung angenommen. Dann trat eine Pause in den Verhandlungen ein.

Nach Wiederaufnahme derselben wurde der Antrag des Verbandes von Kaufleuten der Provinz Hannover, der Zentralverband möge die früheren Bestrebungen auf gesetzliche Einführung von Gewichtsstücken zu 125 und 250 Gramm wieder aufnehmen, beraten. Der Antrag wurde in der Versammlung durch Hoffmann-Koblenz dahin erweitert, der Verbandstag möge in der Eingabe gesetzliche Vorschriften zur Eichung der Flaschen auf Litermaß (¼, ½ usw. Liter) fordern. Die Versammlung war aber der Meinung, daß sie sich mit diesem Zusatzantrage eine Rute aufbinde, die sehr lästig werden könne. Hoffmann-Koblenz zog seinen Antrag deshalb zurück. Im übrigen wurde beschlossen, die frühere Eingabe an die Reichsregierung betr. der ¼- und ½-Pfund-Gewichtsstücke zu wiederholen. — In Sachen der Zuckertaradifferenzen beschloß der Verbandstag, sich an den Bundesrat und an den Verein der deutschen Zuckerfabrikanten zu wenden, um Bestimmungen zu erlangen, die den Uebelstand beseitigen, daß den Zuckerfabriken die Verpackung als Zucker bezahlt werden muß. Die Kaufleute wollen haben, daß der Zucker netto verkauft wird. Zu dem Kapitel

Kaufmannsgerichte

lagen dem Abgeordnetentag zwei Anträge vor:

a) Antrag des Verbandes der Vereine zum Schutze des Handels und Gewerbes für Schiessen:

Der Zentralvorstand wolle erklären: Er vermag ein Bedürfnis zur Einführung besonderer Kaufmannsgerichte nicht anzuerkennen. Er hält eine Beschleunigung, Vereinfachung und Verbilligung des ordentlichen Gerichtsverfahrens, gegebenenfalls unter Heranziehung von Standesvertretern, für erstrebenswert.

b) Antrag des Vereins Berliner Kolonialwarenhändler zu demselben Gegenstand und mit derselben Tendenz.

Die Resolution wurde, wie wir sie vorstehend wiedergeben, angenommen. Der

Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs

galten fünf Anträge des Verbandes von Kaufleuten der Provinz Rheinland und Westfalen. Der Referent, Herr C. Althoff-Hamm, war der Meinung, daß das Gesetz gegen den unlauteren Wettbewerb nicht stramm genug sein könne; denn es würden sich immer wieder Leute finden, die Hintertürchen zur Umgehung desselben fänden. Er empfahl daher die Annahme einer Resolution, die Generalversammlung möge beim Reichsamt des Innern den Antrag stellen, dieses möge die Abänderung des Gesetzes wider den unlauteren Wettbewerb unverzüglich in die Wege leiten, wenn anders Treu und Glauben, auf die seit altersher das kaufmännische Gewerbe aufgebaut seien, nicht unendlich leiden sollten. Die Verschärfung des Gesetzes sei dringend geboten und nach folgenden Gesichtspunkten vorzunehmen:

1. In Paragraph 1 sind in dem Passus „unrichtige Angaben tatsächlicher Art" die Worte: „tatsächlicher Art" zu streichen.
2. Im Prozeßverfahren gegen unlauteren Wettbewerb sind, soweit tunlich, vom Staate zu ernennende Sachverständige hinzuzuziehen.
3. In Paragraph 12 ist folgender neuer Absatz aufzunehmen: „Wenn der Vorstand einer kaufmännischen oder gewerblichen Vereinigung oder eines Schutzvereins laut eines zu Protokoll gegebenen Beschlusses dem Staatsanwalt eine Beschwerde nebst Begründung betreffend unlauteren Wettbewerb unterbreitet, so ist dieser gehalten, die Untersuchung zu führen bezw. die Anklage gegen den Beschuldigten zu erheben".
4. Aufnahme folgender Bestimmung: „Wer öffentlich eine Ware mit Preisangabe zum Verkauf anbietet, ist auf Verlangen eines Käufers verpflichtet, den ganzen Vorrat der angebotenen Ware ohne Preisaufschlag zu verabfolgen".
5. Regelung der Ausverkäufe und Auktionen.

Zu dem Antrag des Vereins Chemnitzer Kaufleute der Kolonialwarenbranche: „Uebernahme der Kosten für Herbeiführung gerichtlicher Entscheidungen höherer Instanzen, die für die Allgemeinheit wichtige und prinzipielle Fragen betreffen, durch den Zentralverband", bemerkte der Vorsitzende, derselbe habe seine Gefahren. Derselben Meinung war die Versammlung auch. Wenn der Antrag angenommen würde, dann könnten Prozesse angestrengt werden, die den Verband bankerott machten. Man neigte aber dahin, es dem Vorstande zu überlassen, in welchem Falle er einen Verein, der eine Entscheidung allerhöchster Instanz ansicht, unterstützen kann oder will. Vom Verband der Kaufleute der Provinz Sachsen wurde beantragt, eine

kostenlose Stellenvermittelung

durch den Zentralverband einzurichten. Der Antrag fand wenig Sympathie. Von mehreren Rednern wurde gewünscht, man möge ihn schlankweg abweisen. Dem widersprach Dr. Rocke-Hannover, der Syndikus des Zentralverbandes, und zwar aus dem Grunde, weil es unzuträglich sei, wenn die kaufmännische Stellenvermittelung ganz in den Händen der Arbeitnehmer sei. Das Argument des Dr. Rocke fand gebührende Beachtung. Bergmann-Berlin war auch der Meinung, daß die Prinzipalvereinigungen die Stellenvermittelung sich nicht aus der Hand nehmen lassen dürften, aber er halte dafür, daß man die Stellenvermittelung den Unterverbänden oder Vereinen zuweise, aber nicht dem Zentralverband. Diese Ansicht drang durch und wurde zum Beschluß erhoben. Die Verhandlungen wurden dann abgebrochen und auf den 4. August vertagt. Es handelt sich dann noch u. a. um Pensionstaxe, Wanderlagersteuer, Anträge zur Warenhaussteuer, Schaufenster-Blendzwang und Tabaktrust.

6. Deutscher Samaritertag.

Dresden, 4. August.

Im großen Saale des Gewerbehauses traten die Delegierten der deutschen Samaritervereine zum 6. deutschen Samaritertag zusammen. Nach Erörterung der Verhandlungen durch den Vorsitzenden Oberstabsarzt Dr. Dümms-Leipzig wurde der Geschäftsbericht erstattet, dem zu entnehmen ist, daß dem deutschen Samariterbunde zur Zeit 42 staatliche und städtische Behörden, 17 Berufsgenossenschaften, 8 große Aerztevereine, 74 Samaritervereine, Rettungsgesellschaften der großen Städte usw. und 13 517 Mitglieder angehören.

Den ersten Gegenstand der Tagesordnung bildete ein Referat des Gymnasialdirektors Prof. Dr. Thümen-Posen und des Dr. med. Kowalzig-Kiel über den „Samariterunterricht an höheren Schulen". Beide Referenten halten die Schule für einen wesentlichen Faktor, um das Samaritertum in die weitesten Kreise zu tragen. Inbezug auf die Volksschüler sei allerdings darauf hinzuweisen, daß diese schon so jung die Schule verlassen, daß sie noch nicht geeignet sind, die Schönheiten und idealen Ziele des Samaritertums zu erfassen. Anders liege die Sache bei den Schülern der höheren Schulen, die bis in das Jünglingsalter hinein die Schule besuchen. Dort empfehle sich die Einführung von Samariterkursen.

Während der hierauf folgenden kurzen Diskussion war Kronprinz Friedrich August von Sachsen erschienen.

Ueber den „Rettungsdienst bei Unglücksfällen im Gebirge" sprach sodann Dr. med. Korman-Leipzig.

Kronprinz Friedrich August unterhielt sich darauf längere Zeit mit dem Vortragenden und dem Vorsitzenden Oberstabsarzt Dr. Dümms über seinen Unfall in den Tiroler Alpen im vorigen Jahre und schilderte, wie er selbst 4 Stunden lang auf einer Gebirgskraxe befördert worden ist. Er sprach voller Lobes von dieser Art der Beförderung Schwerverletzter, er habe während des Transports Frühstücken und gemütlich seine Zigarre rauchen können.

Das „Samariter- und Rettungswesen auf dem Lande" beleuchtete Dr. med. Streffer-Leipzig. Gerade auf dem Lande fehle es meist an einer schnellen und sachgemäßen Hilfeleistung bei Unglücksfällen. In jede ländliche Gemeinde gehöre ein Samariter als Rothelfer. Es empfehle sich, durch Wanderlehrer praktische Kurse im Krankentransportwesen und der ersten Hilfeleistung abhalten zu lassen; ein guter Verbandskasten könne in jeder Gemeinde beschafft werden. Für größere Krankengeräte und Transportwagen würden Entleihdepots zu entrichten sein, die bei Pfarrern, Lehrern, Gastwirten usw größerer Orte untergebracht werden könnten. Die jetzigen Transportmittel für Kranke auf dem Lande, wo man einfach den Verletzten auf einen Bauernwagen lade, lassen sehr viel zu wünschen übrig. Hier müsse Wandel geschafft werden und hier biete sich ein weites Feld für die Tätigkeit der Samaritervereine. (Beifall.)

In der anschließenden Diskussion weist Dr. Fürst-Hannover darauf hin, daß nach dem Ausspruch eines Pfarrers auf einer agrarischen Versammlung die Hilfeleistung bei verunglücktem Vieh auf dem Lande meist besser ausgebildet sei, wie die Hilfeleistung für Menschen.

Professor Dr. George Meyer-Berlin sprach über die frühesten gedruckten Anzeichen des Samariterwesens". Die älteste Anleitung zum Samariterdienst datiere aus dem Jahre 1529. Sie enthalten freilich manches, was uns jetzt komisch anmute, doch seien zum Beispiel die Anleitungen zur ersten Hülfe bei Brandwunden, Beinschäden usw. fast dieselben, wie wir sie jetzt erteilen.

Kapitän le Moult-Hamburg referierte über „Rettungsvorkehrungen bei Hilfsunfällen auf Binnenwässern." Er führte insbesondere einen von ihm erfundenen Rettungsapparat, vor, bestehend aus einer Korkweste, bezw. einem Pflanzenfasergürtel, die seinem Wunsche nach unter jedem Stuhle der Schiffe untergebracht werden sollen, damit sie bei Katastrophen gleich zur Hand sind. Dr. med. Soltsien-Altona weist darauf hin, daß die meisten Schiffsunglücke auf den Binnengewässern vorkommen. Er fordert, daß alle Gegenstände auf Bord, Bänke, Stühle usw. lose angebracht werden und daß sie auf irgend eine Art auch den Zweck erfüllen, gleichzeitig als Rettungsmittel zu dienen. Die Rettungsboote haben bei Schiffskatastrophen nur wenig Wert, deshalb müssen alle beweglichen Gegenstände schwimmfähig hergerichtet werden; jede Bank könne als Floß dienen. — Professor George Meyer-Berlin: Auch Rettungstaue und Rettungsringe haben schon manchen vom Tode des Ertrinkens errettet. Nicht nur die Rettungsvorkehrungen auf Schiffen, sondern auch die Rettungseinrichtungen vieler Seebäder bedürfen dringend einer Revision. (Sehr richtig.)

Schließlich berichtete noch Dr. med. Josef-Berlin über die „Bedeutung der berufsgenossenschaftlichen Verbandstätten für die Ausbildung in der freiwilligen Kriegskrankenpflege". In diesen Verbandsstätten biete sich den freiwilligen erwünschte Gelegenheit, schon im Frieden die moderne Krankenpflege praktisch auszuüben. Es ist daher ein anzustrebenswertes Ziel, die berufsgenossenschaftlichen Institutionen mit den Vereinen vom roten Kreuz in nähere Verbindung zu bringen.

Damit ist die Tagesordnung erschöpft und es folgt noch eine kurze geschäftliche Sitzung, in der beschlossen wird, den nächsten Samaritertag im Jahre 1905 in Frankfurt am Main abzuhalten.

Deutschland.

Von der Nordlandfahrt des Kaisers wird gemeldet, daß die Jacht „Hohenzollern", der Kreuzer „Nymphe" und das Torpedoboot „Sleipner" am Montag von Drontheim nach Merok in See gegangen sind. Sonnabend hörte der Kaiser Vorträge.

Der württembergische Finanzminister v. Zeger ist aus Anlaß der Erledigung der Steuerreform von der staatswissenschaftlichen Fakultat der Universitat Tübingen zum Ehrendoktor ernannt worden.

Kultusminister Dr. Studt wurde am Montag-Nachmittag in Breslau erwartet, um zunächst die Hochwasserschäden im dortigen Regierungsbezirk zu besichtigen. Am heutigen Dienstag-Abend sollte die Weiterreise nach Oberschlesien erfolgen. Es handelt sich um die Prüfung der zur Abwehr von Senchen getroffenen Maßnahmen. — Für die durch das Hochwasser geschädigten schlesischen Kameraden hat der Bayerische Kriegerbund 1500 Mk. bewilligt, der Württembergische Kriegerbund 200, der Hamburger Kriegerverband 1000 Mark. Dem Vorstande des Preußischen Landeskriegerverbandes hat ein warmer Freund des Kriegervereinswesens 1000 Mark für die Schlesier zur Verfügung gestellt. Im ganzen sind aus Mitteln der Zentralfonds der Kriegerverbände bereits nahe an 14 000 Mark nach Schlesien gesandt worden. Für ihre durch das Hochwasser in Westpreußen, Posen und Brandenburg geschädigten Kameraden werden die Vorstände des Deutschen Kriegerbundes und des Preußischen Landeskriegerverbandes in dieser Woche größere Summen abgehen lassen.

Verstimmungen in der Regierung. Herr von Hammerstein freut sich seines Urlaubs, und es wird versichert, trotz der Desavouierung und des Mißtrauensvotums, die ihm in der schlesischen Hülfsaktion der Telegraph aus Norderney bestellt hat, sei es „augenblicklich ausgeschlossen", daß Herr von Hammerstein in der Urlaubsversenkung verschwinde. Aber sogar aus Regierungskreisen wird jetzt eingestanden, daß die Verstimmungen im Schoße des Staatsministeriums in jüngster Zeit einen hohen Grad erreicht hätten. Man habe schon lange sehr unangenehm empfunden, daß man an erster leitender und staatsrechtlich verantwortlicher Stelle, d. h. daß Graf Bülow dahin neige, seine persönliche Autorität auf das Piedestal zu heben und die Ministerkollegen in ein gewisses Abhängigkeitsgefühl herabzudrücken. Aus diesen Bestrebungen seien auch manche neuere Erscheinungen im Staatsgetriebe, wie die verspätete Staatsaktion gegen die Hochwasserschäden, zu erklären. Hinzugefügt wird freilich, daß diese Verstimmungen jetzt ihren gefährlichen Charakter verloren hätten. Aber es ist nicht bekannt, wodurch diese Wandlung bewirkt worden sein sollte. Im Gegenteil war die auffallend pünktliche Einhaltung des Urlaubsantritts in schwieriger Zeit durch Herrn von Hammerstein ein Zeichen, daß der Rücktrit des Herrn Ministers des Innern, wenn auch „augenblicklich ausgeschlossen", so doch in absehbarer Zeit nicht unwahrscheinlich ist.

Zur Frage des Vizepräsidiums im Reichstage. Gleich dem „Vorwärts" widerspricht die „Sächsische Arbeiterztg." der Auffassung des „Genossen" v. Vollmar, daß die Sozialdemokratie des Reichstages auf die Vertretung im Präsidium auch unter der Bedingung, alle damit verbundenen Obliegenheiten zu übernehmen, Anspruch erheben müsse. Bei der Stärke, mit welcher gerade Sachsens Sozialdemokratie im Reichstage vertreten ist, verdient die ablehnende Haltung des sächsischen Sozialistenblattes gegenüber von Vollmar Beachtung. Die „Sächsische Arbeiterzeitung" erkennt zwar an, daß Bebel in seinem Artikel wider Bernstein Unzutreffendes behauptet und in der Art der Veröffentlichung einen Fehler begangen habe, aber auch Vollmar gegenüber macht sie geltend, daß niemand in der Sozialdemokratie die von Vollmar verspottete Befürchtung äußerte, die sozialdemokratischen Prinzipien würden durch die Berührung mit einem Fürsten verdorben. Als eine andere Frage sieht die „Sächs. Arbeiterztg." es an, ob die Würde der Partei die Teilnahme an einer Huldigungaudienz beim Kaiser erlaube. Den Machtzuwachs, den die Sozialdemokratie durch die Teilnahme am Präsidium erhält, schlägt die „Sächs. Arb.-Ztg." nicht so hoch an, wie Vollmar; sie denkt hierbei aber nur an die Leitung der Geschäfte des Reichstages und läßt den moralischen Machtzuwachs außer Betracht, welcher der Sozialdemokratie ohne Zweifel aus der Vertretung im Präsidium bei der Wählerschaft erwüchse. — Mit welchen Augen die Anarchisten einen sozialdemokratischen Vizepräsidenten betrachten, geht aus der heutigen Nummer des Anarchistenblattes „Neues Leben" zur Genüge hervor. Unter der Ueberschrift „Der Vizepräsident" singt darin „St. Rückwarze": „So lang meinem Herzen der Hochmut war fern, — So lang war ich immer beim Volke so gern. — Doch jetzt ich voll Ehrfurcht das Streben erlern — Und tief ich mich beug meinem Kaiser und Herrn. — Und guckte Sorge auch mal durch die Scheiben, — Ein Sohn des Volkes wollt ich sein und bleiben. — Ja Kuchen! wie werd ich beim Volk noch bleiben, — Nun Prunk und Hochmut guckt durch meine Scheiben!" — Solche Stimmungen dürften auch auf dem sozialdemokratischen Parteitage zum Ausdruck kommen.

Hauptversammlung der Handelsgärtner Deutschlands. In Dortmund fanden die Verhandlungen des 20. Verbandstages der deutschen Handelsgärtner statt. In Erledigung der Tagesordnung wurde zunächst das Andenken an die im vergangenen Jahre verstorbenen Mitglieder durch Erheben von den Sitzen geehrt. Dann erfolgte der Bericht über die Tätigkeit des Vorstandes und der Geschäftsstelle seit der letzten Hauptversammlung. Der Inhalt des umfangreichen Berichts hat in der Hauptsache Interesse für die Verbandsmitglieder, es sei aber bemerkt, daß die deutschen Gärtner wegen des Zolltarifs Sorge haben und eine große Schädigung befürchten. Eine mit 12 000 Unterschriften versehene Eingabe ist an den Reichskanzler gerichtet worden nach Veröffentlichung des russischen und österreichischen Zolltarifs-Entwurfs. Es ist bei dieser Gelegenheit erneut auf die schwierige Lage der deutschen Gärtner hingewiesen worden, wenn in den beiden Ländern derartige Zolltarife in Kraft treten würden, während die deutschen Gärtner gegen die Einfuhr aus anderen Ländern nur ungenügend oder gar nicht geschützt seien. Wenn die Reichsregierung nicht in der Lage sei, den deutschen Gartenbau, wie dieser es für erforderlich halte, zu schützen, so möge sie doch für diesen Fall dahin streben, daß dem deutschen Gärtner seine Absatzgebiete nicht auch noch erschwert würden.

Den Verband hat im vergangenen Jahre die Frage wegen Errichtung von Gartenbaukammern stark beschäftigt, auch heute kam die Angelegenheit zur Sprache. Geklärt wurde die Frage nicht, Beschlüsse wurden nicht gefaßt. Die Arbeitnehmer wünschen übrigens den Anschluß an die Handwerkskammern.

Die Rechnung für 1902 schließt ab mit 31 118,71 Mark, der Etat für 1903 mit 30 505 Mark.

Die Feststellung der Anwesenheitsliste ergab, daß 76 Vertreter erschienen waren, diese verteilen sich auf alle deutschen Bundesstaaten.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Von dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß des ungarischen Abgeordnetenhauses zur Aufklärung der Bestechungsangelegenheit ist nunmehr auch der Ministerpräsident Khuen-Hedervary vernommen worden. Es war vorauszusehen, daß er die ehrenwörtliche Erklärung abgeben konnte, von der ganzen peinlichen Angelegenheit auch nicht das geringste vorher gewußt oder sie gar gebilligt zu haben. Die Worte des Ministerpräsidenten gewannen dadurch noch besonderen Eindruck, daß einige der von gegnerischer Seite gegen den Minister erhobenen Beschuldigungen als hinfällig erwiesen werden konnten.

Italien.

Mit der Ausdehnung des Konklaves hielt die Steigerung der Erregung gleichen Schritt, mit welcher der endgültigen Papstwahl entgegengesehen wurde. So viele Menschen, wie am vergangenen Sonntag-Nachmittag auf dem Petersplatze versammelt waren, hat dieser gewaltige Raum wohl noch nie auf sich vereinigt gesehen. Man schätzte die Zahl der Anwesenden auf etwa 80 000. Jeder wollte die Sfumata sehen. Römer und Römerinnen aller Gesellschaftsklassen, unter die sich noch eine Menge Landbewohner der Umgebung gemischt hatten, füllten den weiten Platz so dicht, daß tatsächlich kein Apfel hätte zur Erde fallen können. Aller Augen waren natürlich auf den provisorischen Blechschornstein der Sixtinischen Kapelle gerichtet. Das Wetter war schön, die Hitze durch einen frischen West gemildert, zu versäumen hatte man nichts. Die Menge hielt also standhaft aus, trotzdem sich das wichtige Ereignis der aufsteigenden Rauchwolke gerade am Sonntag-Nachmittag ungewöhnlich lange verzögerte. Gegen 6 Uhr setzte sich, wie ein gewissenhafter Chronist vermeldet, ein Rabe auf das Schornsteinrohr der Sixtinischen Kapelle. Sofort wurde die Bemerkung laut, die Lottonummer des Raben bedeute ein langes und bewegtes Konklave, ein Konklave von wenigstens fünf Wochen. Die solches behaupteten, wurden niedergezischt, denn die Römer verlangen nach einem schnellen Abschluß der Papstwahl. Die Aufregung wurde schließlich so groß, der Blick durch das unablässige Hinstarren auf das Schornsteinrohr so unsicher, daß viele Leute den erwarteten Rauch wahrzunehmen glaubten und den Umstehenden von ihrer vermeintlichen Wahrnehmung durch laute Ausrufe Kunde gaben. Lebhafte Disputation auf beiden Seiten, oft genug drohten Tätlichkeiten auszubrechen, schließlich ergaben sich die schlechten Beobachter in ihr Schicksal und warteten mit den anderen geduldig weiter. Endlich, endlich, es war 6 Uhr und 40 Minuten geworden, erschien die ersehnte Sfumata; dem weißen Rauch der Stimmzettel folgte aber wiederum, zum vierten Male bereits, der dunkle Rauch des Strohfeuers. Auch der fünfte Wahlgang im Konklave ist ergebnislos verlaufen, obschon der Ausgang des vierten am Sonntag-Nachmittag allgemeine Enttäuschung hervorgerufen hatte. Die Wahl war am Sonntag-Nachmittag, wie der „Voss. Zeitg." aus Rom gemeldet wird, so bestimmt erwartet worden, daß die Regierung und die Militärbehörde bereits verständigt waren und Maßregeln zur Regelung des Menschenandranges auf dem Petersplatze getroffen hatten. — Ein Mitglied der italienischen Regierung sagte einem Berichterstatter des „Berl. Lok.-Anz.": daß die Abstimmungen bisher ohne Resultat verliefen, ist für die Dauer des Konklaves bedenklich; es ist offenbar ausgeschlossen, daß die Majorität für einen der Kardinäle zu Stande kommt, welche die meisten Stimmen haben: Rampolla, Oreglia Vannutelli. Nun heißt es, sich über den Kompromißpapst einigen, und darüber können noch einige Sfumata vergehen, denn es müssen einige Kardinäle doch Nachgiebigkeit zeigen und ihren Standpunkt aufgeben. Danach scheinen Rampolla, Oreglia und Vannutelli abgetan und es treten Dipietro und Capecelatro stark in den Vordergrund. Da sich Dipietro der Unterstützung der Rampolla-Partei erfreut, wird er vielleicht Papst werden.

Die sechste Rauchwolke. Um 6 Uhr 25 Min. stieg die Sfumata zum ersten Male und 10 Minuten später zum zweiten Male auf. Die angesammelte Menge zerstreute sich kurze Zeit darauf. — Der Kardinal Espanto ist sehr schwer erkrankt, es heißt, daß der Tod zu erwarten sei. Ferner verlautet: Es sei aus dem Innern des Konklaves heraus abermals versucht worden, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Der Marschall Chigi meldet, daß von einem Fenster aus mehrere Male mittels Spiegel Lichtstrahlen nach einem benachbarten Hause gelenkt worden sind.

Zweites Blatt.
Nr. 211. — 44. Jahrgang.

Rotationsdruck und Verlag
C. L. Krüger (H. Krüger) in Witten.

Wittener Tageblatt

verbunden mit dem

Wittener Anzeiger.

Dienstag,
den 4. August 1903.

Für die Herausgabe verantwortlich:
H. Krüger jr. in Witten.

Deutscher Radfahrer-Bundestag.

(Unber. Nachdr. verb.) S. & H. **Hamburg**, 1. Aug. II.

Unter außerordentlich zahlreicher Beteiligung von Delegierten aller größeren Vereine trat heute Vormittag im hiesigen „Feensaal" der „Deutsche Radfahrerbund" zu seiner zwanzigsten Bundeshauptversammlung zusammen. Als Vertreter der „Allgemeinen Deutschen Radfahrer-Union" wohnten Direktor Aler Hoenig-Berlin, Dr. Selig- und Gregers Nissen-Hamburg den Verhandlungen bei. Der Gesamtausschuß des Bundes war durch 100, der Vorstand durch 7 Mitglieder vertreten. Der Bundes-Präsident Boeckling-Essen (Ruhr) eröffnete die Sitzung mit einer längeren Begrüßungsansprache, in deren Verlauf er die mit stürmischem Beifall aufgenommene Mitteilung machte, daß es inzwischen gelungen sei, die Einigungsverhandlungen mit der Allgemeinen Radfahrer-Union so weit zu fördern, daß die endgültige Verschmelzung nur noch eine Frage der Zeit sei. Weiterhin teilte der Redner mit, daß die Zahl der Bundesmitglieder heute insgesamt 38 327 beträgt, wovon 35 376 ordentliche und 1724 außerordentliche Mitglieder sind. Die Zahl der ordentlichen Einzelfahrer beträgt 15 307, die der außerordentlichen 1018. Das Bundesvermögen beläuft sich zur Zeit auf 24 281 Mark 31 Pfg. gegen 3888,27 Mk. im Vorjahre. Die Bundeszeitung hatte 49 925,29 Mk. Einnahmen und 73 033,84 Mk. Ausgaben. An Unterstützungen für Tourenbücher wurden 1050 Mk. bewilligt, für die Rechtsschutzvertretung 825,79 Mk., für das Wanderfahrwesen 10 743,94 Mk. und für den Sportausschuß 4988,82 Mk. Die Gesamteinnahmen des Bundes beliefen sich auf 149 378 Mk. 41 Pfg., die Gesamtausgaben auf 140 519,22 Mark. Die Zentralgeschäftsstelle des Bundes, deren Tätigkeit allerseits als zufriedenstellend anerkannt wurde, befindet sich jetzt mit Redaktion und Expedition der Deutschen Radfahrer-Zeitung zusammen in Essen. Die Zahl der Neuanmeldungen für 1903 ist um 2070 größer wie im gleichen Zeitraume des Vorjahres. Der Abschluß eines Vertrages betreffs Fahrrad-Diebstahl-Versicherung mit einer guten Gesellschaft ist demnächst zu erwarten. Ferner wird sich der Bundesvorstand in seiner nächsten Sitzung mit einem Vertrag befassen, welcher den Mitgliedern bei Lebensversicherungen besondere Vorteile bietet. Die Abteilung Wanderfahren der Zentralgeschäftsstelle war in diesem Jahre sehr stark in Anspruch genommen. Für die Herbeiführung der Einigung der deutschen Radfahrer-Verbände ist mit ehrlichem Wollen und vieler Mühe seit Dezember vorigen Jahres gearbeitet worden. Auf eine Eingabe an das königliche Ministerium des Innern betr. Fortfall der Radfahrer-Legitimationskarte bezw. Anerkennung der Bundesmitgliedskarte als solche für das kommende Jahr steht die Antwort noch aus.

Es folgt dann der Bericht des Bundesfahrwarts für das Wanderfahren, Richter-Potsdam, dem Folgendes zu entnehmen ist: Eine Vorstellung bei dem Eisenbahnminister um Besserung der Eisenbahnübergänge, etwa durch Einschiebung einer zweiten Schiene, hatte zunächst keinen Erfolg. Obwohl die Uebung in anderen Ländern das Gegenteil beweisen dürfte, fürchtet man bei uns, daß die Pferde mit den Hufen in dem Zwischenraume zwischen beiden Schienen stecken bleiben und so leicht zu Schaden kommen könnten. Der Herr Minister wird indessen die angeregte Frage im Auge behalten und die Uebergänge verbessern, sobald eine Art gefunden sein wird, die sowohl unseren wie den Interessen der Bahn in gleicher Weise zu Gute kommt.

Der folgende Bericht betraf die Rechtsschutzabteilung des Bundes. Justizrat Dr. Scharlach-Straßburg i. Els. als Vorsitzender führte dazu aus: Im Interesse der Allgemeinheit der Radfahrer würden verschiedene Petitionen an die höheren Verwaltungsbehörden gerichtet. Einen weiten Raum nahmen in dieser Beziehung die Verhandlungen über die Herabsetzung der Gebühren für die Ausstellung der Radfahrerlegitimationskarten ein. Es gelang, einen Ministerialerlaß herbeizuführen, durch welchen bestimmt wurde, daß für die Ausstellung der Karten keine höheren Gebühren berechnet werden dürfen, als durch die Herstellung der Legitimation verursacht werden. Auf Grund dieses Erlasses haben dann einige Landratsämter für sämtliche Polizeiverwaltungen ihres Bezirks die zu erhebende Gebühr allgemein, zum Teil auf den niedrigen Betrag von 25 Pfg. festgesetzt. Ein Rechtsgrundsatz von allgemeinem sportlichen Interesse wurde jetzt durch das Gericht in mehreren Instanzen festgestellt. Nach diesem ist die Benutzung einer Fußbremse als eines sicher wirkenden Hemmwerkzeuges dann zulässig und macht sich der betreffende Radfahrer nicht strafbar, wenn er im Radfahren so geübt ist, daß er die Fußbremse mit Erfolg benutzen kann. In einem anderen Falle wurde in einer gerichtlichen Entscheidung ausgeführt, daß die Polizei nicht berechtigt sei, für die von ihr vorgenommene Prüfung von Kraftwagenführern Gebühren zu erheben. Die Prüfung gehöre zur inneren Polizeiverwaltung und seien daher auch die Kosten derselben von der Polizei selbst zu tragen. Ein Gesetz, welches erforderlich wäre, um die Erhebung solcher Gebühren zu rechtfertigen, bestehe nicht.

Dem Bericht des Sportausschusses ist zu entnehmen, daß die neuen Wettfahrbestimmungen am 1. August dss. Js. in Kraft getreten sind. Auf Antrag des Berichterstatters Wittenberg wurde der Bundesverwaltung hierauf Entlastung erteilt.

Sodann gelangte die Einigungsfrage zur Verhandlung. Nach einem einleitenden Referat des Bundesvorsitzenden Boeckling-Essen, der dabei die Schwierigkeiten erörterte, welche sich bisher den Einigungsverhandlungen entgegengestellt hatten, und nachdem sich die Delegierten Heidrith-Breslau und Schlatter-Mannheim entschieden für den Zusammenschluß des Deutschen Radfahrer-Bundes mit der Allgemeinen Radfahrer-Union ausgesprochen hatten, beschloß der Bundestag einstimmig, die völlige Verschmelzung beider Verbände in die Wege zu leiten. Hierzu lag ein Antrag des Ausschusses vor, die Verschmelzung auf Grund der von der in Kassel abgehaltenen Delegierten-Konferenz beider Verbände festgestellten Bestimmungen vorzunehmen. Nach längerer Debatte wurden diese Bestimmungen in folgender Fassung angenommen: „Das Bundesgebiet umfaßt Deutschland, Deutsch-Oesterreich, die Schweiz und Luxemburg. Der Bund ist in Gaue (Landesverbände) mit selbständiger Leitung, wie sie in den Bundessatzungen festgelegt ist, eingeteilt. Die Untereinteilung der Gaue (Landesverbände) in Bezirke oder Ortsgruppen bleibt ihnen selbst überlassen. Alle sportlichen Veranstaltungen bleiben ausschließlich den Gauverbänden (Landesverbänden) überlassen. Lediglich zur einheitlichen Regelung der Wettfahrbestimmungen und als Berufungsinstanz bei etwaigen Streitigkeiten besteht ein dreigliedriger Sportausschuß, dessen Vorsitzender dem Bundesvorstand angehört. Ein Ehren- und Schiedsgericht bleibt in gleicher Weise fortbestehen. Berufsfahrer (nach den Bestimmungen des D. R. B.) sind von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Die Geschäfte des Bundes werden durch eine Zentral-Geschäftsstelle geführt, deren Sitz am Wohnorte des jeweiligen Bundesvorsitzenden ist usw. Der Name des neuen Bundes soll möglichst der des alten sein. Zur endgültigen Beschlußfassung über die Einigung wird zum Herbst nach Frankfurt a. M. ein gemeinsamer außerordentlicher Bundestag einberufen werden.

Neues aus aller Welt.

Frankfurt a. M., 1. August. Wie der Frankf. Generalanzeiger berichtet, ist der Pächter des Grand Cafee Börse, W. unter Hinterlassung von 20 000 Mark Schulden, die er in der kurzen Zeit von nicht ganz vier Wochen kontrahierte, flüchtig geworden. Sein Bruder, der mit ihm im Geschäft tätig war, wurde heute Morgen verhaftet.

Wiesbaden, 1. Aug. In der vergangenen Nacht wurde an der Ringkirche von dem lebensgroßen Standbild Gustav Adolfs die rechte Hand abgeschlagen. Der Täter war noch nicht zu ermitteln.

Kaiserslautern, 1. August. Die bereits gemeldete Untersuchung wegen Vergehens gegen das keimende Leben hat weitere Dimensionen angenommen. Wie die „Pfälz. Presse" berichtet, befinden sich gegenwärtig 6 Frauen und eine Hebamme von hier in Untersuchungshaft im hiesigen Landgerichtsgefängnis.

Mainz, 1. August. Das „Mainzer Journal" hat bezüglich der auch von uns gebrachten Meldung über die Sprünge im Quintinsturm beim städtischen Bauamt Erkundigungen eingezogen und folgende Auskunft erhalten: Die am Quintinsturm zu Tage getretenen Sprünge stammen aus früheren Zeiten. Bei der Renovation des Turmes im Jahre 1884 waren sie äußerlich unsichtbar gemacht worden, jetzt aber haben sie sich wieder etwas erweitert, wahrscheinlich infolge fortgesetzter Einwirkungen des Glockenstuhles beim Läuten aller Glocken und des Spieles der am Turme zunächst gelegenen Dachtür des mächtigen Kirchendaches, sodaß der früher gedeckte Verputz gesprungen ist. Die nur zur weiteren Beobachtung der Risse angelegten Gipsbänder sind übrigens in den letzten 10 Tagen intakt geblieben. Die Risse sind nicht derart, daß ernsthafte Bedenken an der Standfestigkeit des Turmes beständen, und es sind bereits die nötigen Anordnungen zur Verminderung der ungünstigen Einflüsse von Glockenstuhl und Dachtür auf den Turm getroffen. Fortwährende Beobachtung der Gipsbänder findet statt.

Mainz, 3. Aug. „Der Mainzer Wunsch!" Veranlaßt durch den Vertragsabschluß der Stadtverwaltung mit der Pferdebahngesellschaft, fand sich in den letzten Tagen auf dem Bureau des städtischen Oberhauptes in Mainz ein alter Mainzer ein, der folgenden Wunsch äußerte: „Herr Oberbürgermeister, wir Meenzer hawe jetzt nur noch ä Wunsch und das ist der, daß im nächste Jahr die Konduktör der städtischen Pferde- oder elektrischen Bahn im Dienst die schöne österreichische Käppi tragen müsse!" Nur mit größter Mühe konnte der Herr Oberbürgermeister bei diesem geäußerten Wunsche der „Meenzer" den Ernst bewahren. Er versprach dem alten Meenzer das Verlangen nach österreichischem Käppi in Erwägung zu ziehen. Mit vielem Danke und den Worten: „Das hawe mer jo gewußt!" zog der biedere Meenzer von dannen.

Mannheim, 3. Aug. Ein neuer Generalausstand der Arbeiter der Maschinenfabrik von Heinrich Lanz dahier droht auszubrechen. Schon vor Jahresfrist bestand die Gefahr, daß die sämtlichen, nach mehreren Tausenden zählenden Arbeiter der Lanz'schen Fabrik in einen Streik eintreten würden. Damals handelte es sich um die Einführung von Kontrolluhren, durch die sich die Arbeiter benachteiligt und chikaniert fühlten. Die Differenzen wurden damals dadurch beigelegt, daß die Fabrik in die Abschaffung der Kontrolluhren willigte. Bei dem diesmal drohenden Ausstand dreht es sich um Lohndifferenzen der Schmiedearbeiter der Fabrik. Nachdem die Schmiedearbeiter schon vor einigen Tagen in den Ausstand getreten sind, und die zwischen ihnen und der Fabrikleitung gepflogenen Verhandlungen bisher resultatlos verliefen, fand gestern Abend im Saalbau eine Versammlung der gesamten Arbeiterschaft der Lanz'schen Fabrik statt, in der diese sich mit den Schmieden solidarisch erklärten. Ferner wurde ein Generalstreik der Lanz'schen Arbeiter in Aussicht genommen, falls die Verhandlungen, die eine in der gestrigen Versammlung aus den Kreisen der noch beschäftigten Arbeiter ernannte fünfgliedrige Kommission mit der Fabrikleitung führen soll, zu keiner Einigung führen.

Lambrecht in der Pfalz, 1. Aug. Die seit vier Wochen verschwundene Ehefrau eines Tagelöhners aus Appenthal wurde gestern Abend in einer Felsenhöhle im Walde bei Erfenstein bis zum Skelett abgemagert aufgefunden. Die Frau, die sich seit jener Zeit nur von Heidelbeeren und Wasser ernährt hatte, wurde nach Neustadt ins Krankenhaus gebracht.

Ammerschweier, 1. Aug. Ein recht häßlicher Vorgang wird dem „Els. Kurier" von hier gemeldet: Ein Automobil überfuhr auf dem Wege nach Kaysersberg ein dreijähriges Kind. Die Insassen des Automobils kümmerten sich aber weiter nicht um ihr Opfer, sondern legten es in den Straßengraben. Das arme Kind sei nach wenigen Stunden gestorben. Die herzlosen Leute sind unbekannt. Da jedoch gestern nur zwei Automobile jene Straße durchfuhren, würde es wohl gelingen, die Täter zu ermitteln. Eine nachdrückliche Strafe wäre wohl angebracht.

Straßburg, 1. August. Am 6. August findet in den Morgenstunden eine internationale wissenschaftliche Ballonfahrt statt. Es steigen bemannte und unbemannte Ballons auf in Paris, Straßburg i. Els. Friedrichshafen, Barmen Hamburg, Zürich, Wien, Rath. Berlin, Petersburg, Bonn und Madrid. Der Finder eines jeden unbemannten Ballons erhält eine Belohnung, wenn er der, jedem Ballon beigegebenen Instruktion gemäß, den Ballon und die Instrumente sorgfältig birgt und an die angegebene Adresse sofort telegraphisch Nachricht sendet. Auf eine vorsichtige Behandlung der Ballons und der Instrumente wird besonders aufmerksam gemacht. Um Irrtümer zu vermeiden, wird darauf hingewiesen, daß für Hülfeleistungen beim Landen eines bemannten Ballons besondere Vergütungen bezahlt werden, deren Höhe jedesmal von dem Ballonführer festgestellt wird.

):(**Metz**, 2. Aug. In der vergangenen Nacht gerieten zwei Arbeiter in Streit, wobei einer durch Messerstiche lebensgefährlich verletzt wurde.

Marienthal, 2. Aug. Eine Jubelfeier beging der hiesige Wallfahrtsort zum Gedächtnis dessen, daß vor hundert Jahren die beiden Gnadenbilder des Klosters, die vor den Stürmen der Revolution geflüchtet waren, hierher gebracht worden waren. Etwa 4000—5000 Gläubige waren dazu von fern und nah herbeigeströmt. Morgens 7 Uhr war Messe des Bischofs mit Gesang der Seminaristen. Vormittags 9 Uhr Pontifikalamt, Predigt und Prozession, nachmittags 3½ Uhr Segensandacht mit Tedeum. An geistlichen Würdenträgern waren unter anderem zugegen Bischof Dr. Fritzen und Weihbischof Baron Zorn von Bulach von Straßburg, Bischof Albert, apostolischer Vikar der Goldküste (Afrika), Abt Franziskus von Oelenberg, sowie zahlreiche Geistliche der näheren und weiteren Umgebung. Während des ganzen Verlaufes der Feier war auch nicht die geringste Störung zu verzeichnen.

Lumpenhundverein.

Wie die welfische D. Volksztg. in Hannover berichtet, äußerte Landrat von Woyna in Neustadt am Rüterberg (Hannover) zu dem Schriftführer des Kriegervereins zu Mardorf: „Wer als Mitglied des Kriegervereins der welfischen Partei angehört, ist ein niederträchtiger, abscheulicher Lumpenhund vor meinen Augen; er kann jeder anderen Partei angehören, nur nicht der welfischen Partei, denn was das für Menschen sind, kann ich nicht aussprechen. Der Mardorfer Kriegerverein besteht aus lauter Welfen, also ist das ein Lumpenhundsverein, mit dem ich kurz fertig werden will." Der neugewählte welfische Reichstagsabgeordnete Freiherr von Schele setzte den Regierungspräsidenten v. Philippsborn hiervon in Kenntnis. Dieser erwiderte, daß er eine Prüfung angeordnet habe. Die Auffassung des Landrats, wonach Agitationen für die deutschhannoversche Partei mit den Pflichten eines Kriegervereinsmitgliedes nicht verträglich sind, könne er nur teilen. Hingegen vermöge er die Art und Weise, wie der Landrat vorgegangen ist, insbesondere seine Aeußerungen nicht zu billigen. Er habe dieserhalb das Erforderliche veranlaßt.

Zu den Grabschändungen in Würzburg,

von denen wir schon berichtet, wird weiter gemeldet, daß außer dem ersten städtischen Leichenwärter Keh auch die beiden Leichenwärtergehilfen Ponader und Herrling verhaftet worden sind. Ueber die Entdeckung der unerhörten Vorgänge werden jetzt folgende Einzelheiten bekannt: Als sich eines Morgens ein zur Aushilfe angenommener Arbeiter auf den Würzburger Friedhof begeben wollte, fiel ihm ein durchdringender Leichengeruch auf. Sobald er alsdann den Friedhof betreten hatte, bot sich ihm ein grauenhafter Anblick dar. Vor einer geöffneten Gruft lag auf dem ausgehobenen Erdreich eine weibliche Leiche und neben ihr ein erbrochener Zinksarg. In der Tiefe der Gruft waren zwei Leichenwärter damit beschäftigt, einen darin ruhenden älteren Holzsarg zu erbrechen, was ihnen ohne viele Mühe gelang, da er eine schon stark in Verwesung übergegangene männliche Leiche barg. Zu dieser wurde nun der auf dem Erdhaufen liegende weibliche Körper von den Schändern mit rohen Fäusten hineingepreßt, der Sargdeckel lose darübergelegt und die Gruft dann wieder mit Erde gefüllt, die Steinplatte eingefügt, und schließlich kamen Kränze und Blumen auf das Grab.

Der erbrochene Zinksarg aber wurde von den beiden Männern auf einen Karren gepackt und fortgeschafft. Wie viele derartige Geschäfte gemacht worden sind, läßt sich mit Sicherheit nicht feststellen, doch soll nach der Aussage des verhafteten Keh bereits dessen Vorgänger sich hierdurch einen nicht unbedeutenden Nebenverdienst verschafft haben; es galt dies seitdem als „herkömmlicher Gebrauch". Der Abnehmer der Metallsärge war der Würzburger Althändler Kastanienbaum; er soll pro Pfund Zink sieben Pfennige bezahlt haben. Keh war durch diese Einkünfte in der Lage, seine Tochter in einem der teuersten Institute Belgiens erziehen und seinen Sohn als Einjährigen dienen lassen. Ob noch Leichenraubereien anderer Art vorgekommen sind, dürfte die weitere Untersuchung ergeben.

Die Rache der Verschmähten.

Die Einwohner der griechischen Stadt Krawassora wurden nachts durch ein donnerartiges Getöse geweckt. Die erschreckten Leute eilten hinaus auf die Straße. Vor dem Friedensgericht schlug ihnen der Geruch von verbrannten Kleidern entgegen und bald bot sich ihnen ein entsetzliches Bild; sie fanden den völlig zerrissenen Leichnam des Friedensrichters Loulas. Dieser hatte mit einem Mädchen namens Irini ein Liebesverhältnis unterhalten, das er aber lösen wollte, um sich mit einer anderen Schönen von Krawassora zu verheiraten. Irini beschloß, furchtbare Rache zu nehmen. Sie legte eine Dynamitpatrone unter das Kopfkissen des Loulas, als dieser in einer heißen Nacht sein Bett auf dem Balkon seines Hauses aufgeschlagen hatte. Mit der Patrone war eine Zündschnur in Verbindung gebracht worden, die vom Balkon bis zur Straße hinabhing, von einem Freunde der Irini in Brand gesteckt wurde und die Explosion hervorrief. Der Richter hatte in tiefem Schlaf gelegen, da ihm vor Ausführung der Mordtat Betäubungsmittel im Wein gereicht worden waren.

Die Tragödie eines portugiesischen Studenten.

Teixeira de Vasconcellos hatte sein Examen nicht bestanden, er erwartete am nächsten Tage den Professor Moreira, ein Mitglied der Prüfungskommission, im Universitätsgebäude und schlug ihm mit einer Hundepeitsche ins Gesicht. Darauf zog der junge Mann einen Revolver aus der Tasche, und mit den Worten: „Die erste Kugel sollte eigentlich für Sie sein, doch Ihre Kinder haben keine Schuld, daß Sie mir Unrecht getan" — schoß er sich in den Kopf. Unter den Studierenden von Coimbra herrscht große Erregung, weil das Resultat des Examens allgemein für nicht ganz korrekt gehalten und damit begründet wird, daß Professor Moreira ein politischer Feind des Vaters des unglücklichen Vasconcellos ist.

Aus Westfalen und Rheinland.

Herne, 3. Aug. Der Wirteverein Herne läßt durch seine Mitglieder Zettel folgenden Inhalts im Bedarfsfalle zur Verbreitung bringen:

Zur Notiz!

Laut Oberpräsidial-Verordnung vom 4. Juni 1903 ist es unter Androhung von Strafe verboten, an Kinder im schulpflichtigen Alter Branntwein zu verabfolgen.

Wirteverein Herne.

Kommt also ein schulpflichtiges Kind in eine Wirtschaft, um Branntwein zu holen, so wird ihm solcher Zettel ausgehändigt werden. Der Wirteverein will durch diese Maßnahme seine Mitglieder vor Unannehmlichkeiten und Bestrafungen schützen. Was für Herne gilt ist auch wohl in anderen Orten der Provinz zu beachten.

* **Neuß**, 1. Aug. Ein Kommis aus Düsseldorf, der vor Kurzem wegen verschiedener Betrügereien verhaftet worden war und bei der Vorführung aus der Untersuchungshaft in Düsseldorf vor einigen Tagen entsprungen war, wurde hier verhaftet.

Düsseldorf, 31. Juli. Ein für das Verhältnis der Aerztevereine zu den Krankenkassen wichtiges Urteil hat das Landgericht in Düsseldorf gefällt. Ein Arzt war im November 1892 in Verträge mit Krankenkassen eingegangen, die gegen die Satzungen des Aerztevereins, dem er angehörte, verstießen. Er war infolgedessen freiwillig aus dem Verein ausgetreten. Trotzdem erfolgte im Jahre 1896 eine Boykotterklärung über ihn durch den Verein, die sowohl dem Betroffenen wie allen Mitgliedern des Vereins mitgeteilt wurde, selbst den neueingetretenen Mitgliedern wurde der Beschluß jedesmal zugestellt. Gegen diesen Beschluß ist nach der „Socialen Praxis" die Entscheidung des Düsseldorfer Landgerichts dahin ergangen, daß 1. der Aerzteverein nicht berechtigt ist, den Kläger als „außenstehend" zu bezeichnen, 2. der Aerzteverein verurteilt wird, den Beschluß aufzuheben und von der Aufhebung seinen Mitgliedern unter Hervorhebung der Tatsache, daß der Beschluß zu Unrecht erfolgt ist, Kenntnis zu geben. Wie in der Begründung des Urteils ausgeführt wird, liegt in der Boykotterklärung eine schwere Ehrenkränkung und Beleidigung, die eine unerlaubte Handlung im Sinne des § 833, Abs. 2, und zugleich im Sinne des § 824 des Bürgerlichen Gesetzbuches ist, ferner ist der Tatbestand der Beleidigung im Sinne des § 185 des Strafgesetzbuches begründet, demgemäß der Verein verurteilt wird.

Düsseldorf, 1. August. In einem Hause an der Kölnerstraße stürzte ein 5 Jahre altes Kind über das Treppengeländer in den Hausflur und war sofort tot.

Düsseldorf, 2. Aug. Eine Walderholungsstätte für Genesende errichtet laut „Kölnische Volkszeitung" die Landesversicherungsanstalt der Rheinprovinz im Aaper Walde dicht bei Düsseldorf. Weiter wird der Vorstand der Versicherungsanstalt dem Ausschusse, welcher am 29. August tagt, Vorlagen zwecks Unterbringung invalider Versicherter bei charitativen Genossenschaften unterbreiten. Ferner ist eine nochmalige Erhöhung der Familienunterstützung bei Einleitung des Heilverfahrens geplant, worüber ebenfalls der Ausschuß zu bestimmen haben wird.

Köln, 1. Aug. Der hiesige Zoologische Garten hat in voriger Woche wieder zwei Seelöwen hinzugekauft. Sie stammen von der Insel Santa Barbara, welche der kalifornischen Küste bei der Stadt Los Angeles vorgelagert ist. Ein alter amerikanischer Kapitän Muletti, der alle bisher nach Europa gelangten Seelöwen gebracht hat, hatte dort eine größere Anzahl gefangen. Die lange Reise verursachte den Tieren große Beschwerden, namentlich die zehntägige Eisenbahnfahrt von San Franzisko über Chicago nach Newyork, zumal schließlich die Futterfische ausgingen. Der Dampfer Zeeland brachte die ganze Gesellschaft so-

die brennenden Augen genügte, um erkennen zu lassen, daß der Geist in diesem Körper zu sehr von der Leidenschaft des Augenblicks beeinflußt wurde, um unbekümmert einem großen Ziele zuzusteuern, es koste, was es wolle, unter Außerachtlassung aller persönlichen, menschlichen Wünsche und Interessen. Der leidenschaftliche Blick, den Larotte auf Anne von Marigny warf, bezeugte genügend, wie heftig das heiße Blut in ihm tobte, wie ihm Wünsche, fieberhaftes Verlangen entsprossen, zu welchen ihm die, der sie galten, nicht die geringste Berechtigung gegeben.

Gaston von Larotte, der jetzt als Kapitän in Paris stand, war zweifellos ein ganz hervorragender energischer und geistig hoch stehender Soldat, aber in seinen persönlichen Leidenschaften war er ein schwacher Mensch. Die geschlossene Sammlung ging ihm ab, die den ganzen Mann macht, die einem zielbewußten Willen alles unterordnet.

Es kann e keinen größeren Gegensatz geben, als zwischen ihm und Walter von Scholting. Der deutsche Offizier war fern von jeder geheimnisvollen Bewegung, frei von aller innerlich stürmenden Leidenschaft, die nur mühsam an sich hielt, die Geist und Körper den Eingebungen jedes Stimmungswechsels unterwarf. Bei ihm war die feste, sichere Klarheit, die auf einer einmal gewonnenen, unverrückbar aufgebauten Erkenntnis von zwingender Notwendigkeit, die keinen Moment auch nur den leisesten Zweifel darüber gestattete, was zu tun oder zu lassen sei. Hier gab es, das war aus seiner ganzen freien Natur erkenntlich, nur ein einziges, das Gebot der Pflicht, jener Pflicht, vor der alles sank, Glück und Lieben und Leben und Todesgefahr.

Dashatte Anne von Marigny gefesselt, nachdem sie den Kern seines Wesens mit scharfem Blick erkannt, denn sie glaubte selbst als Weib so zu sein, das hatte ihr imponiert, wie sie nun selbst sich zugestand. Sie war längst von dem törichten Vorurteil so vieler ihrer Landsleute gegen die Deutschen abgekommen, aber sie hatte sich doch in ein wirklich ernstes Gespräch mit einem deutschen Herrn kaum eingelassen. Die beiden Brüder von Scholting waren die ersten, denen gegenüber die Phrasen der Salon-Unterhaltung fortfielen. Sie schätzte den älteren und eleganteren Georg, der ihr so trefflich bewies, daß man ein sehr galanter Herr und doch ein tüchtiger Mann sein könne, aber sie empfand eine seltsame Stimmung gegenüber dem jüngeren Walter, jetzt, wo sie bewegungslos über ihre Unterhaltung nachdachte. Und es fiel ihr ein, was sie einmal von ihrem Gatten in Paris im Verlaufe eines gelegentlichen Gespräches vernommen: „Es gibt Männer," so hatte der Oberst etwa gesagt, „die im Vollgefühl ihrer persönlichen Kraft und ihres leidenschaftlichen Temperaments meinen, alles erringen zu können; und unsere Armee hatte im letzten Kriege viele solcher Männer, die auf dem Felde der Ehre verbluteten. Es gibt ferner Männer, die unbeweglich erscheinen, kaum beachtet werden vor jenen glänzenderen Gestalten, aber sie halten in ihren Händen das Schicksal. Sie lenken niemandes Auge auf sich, aber wer sie angesehen, der vergißt sie nie, ein solcher Mann war der deutsche General Moltke. Ich habe ihn einmal vor 1870 gesehen, und ich habe gewußt, was er ist, als niemand bei uns es glauben wollte."

Andiese Worte dachte Anne. Walter von Scholting hatte vor ihr gestanden in frischer, blühender Männlichkeit, aber sie empfand, daß er zu jenen gehörte, die ein Geschick meistern können. Es braucht nicht das eines Volkes oder Staates zu sein, schon ein einzelnes Menschenschicksal fällt schwer ins Gewicht.

„Aber gerade darum — ein Mann, wie er, kann mehr, wie hundert, wie tausend andere!"

Sie murmelte es vor sich hin, und richtete sich dann in einiger Verwirrung empor. Denn plötzlich hielt der Zug auf einer Zwischenstation, die beiden Damen, welche das Abteil noch geteilt hatten, verließen dasselbe.

Anne von Marigny und Gaston von Larotte waren allein.

Sie zeigte nicht die mindeste Neigung, die Stille zu unterbrechen und mehrere Minuten brauste der Zug dahin.

„Madame zürnen mir noch immer?" hob Larotte halblaut an, vergeblich sich bemühend, den bebenden Klang in seiner Stimme zu unterdrücken.

Sie nahm sich mit raschem Entschluß zusammen. Dank ihrem festen Willen war das seelische Gleichgewicht wieder hergestellt. Nichts von allem, was sie eben erfüllte, war in ihren Worten zu erkennen, als sie mit klarer Sicherheit und halbem Lächeln erwiderte: „Ich habe Ihnen nie gezürnt, lieber Freund, ich wüßte auch nicht, daß Sie mir dazu Grund gegeben hätten. Wenn ich heute eine einfache Ansicht nicht vorenthielt, so sollte darin kein Zürnen liegen, nur eine Feststellung."

„Aber sie war nicht angenehm für mich!" war die in ungewissem Tone, halb fragend, als ob es sich hier um einen Scherz handle, oder nicht, vorgebrachte Erwiderung.

„Na, Herr von Larotte," lächelte sie heiter, „es ist nötig, sich von jenen kleinen Vorurteilen zu befreien, welche, an sich zwar nebensächlich, doch in einem großen Gedanken leicht zum Hemmschuh werden können. Wer den Gegner besiegen will, der muß ihn zum wenigsten kennen."

Gaston von Larotte verfärbte sich, seine Zähne gruben sich einen Augenblick so fest in die Lippen, als solle Blut fließen.

„Das sagen Sie mir, Madame? Wer war es, darf ich fragen, der die Ueberzeugung vertrat, die Niederlage von einst müsse unter allen Umständen wettgemacht werden und sie werde es, wenn nur erst —"

„Halt, Herr von Larotte," sie hatte die frühere Heiterkeit entfernt, wie man eine Maske abnimmt, und sprach nun mit tiefem Ernst, „ich bitte, nicht ein Wort weiter. Was Sie soeben sagen wollten, darf nur an einem Orte gesprochen werden, wo niemand lauschen kann, als wer so denkt, wie Sie und ich. Ich bin nicht sicher, ob nicht unerwünschte Ohren hier unsere Auseinandersetzung aufnehmen könnten."

Kapitän von Larotte war leicht verlegen, er mußte anerkennen, sie hatte Recht, und er murmelte einige Worte der Entschuldigung.

(Fortsetzung folgt).

Liebe auf den ersten Blick.

Humoreske von **Hans Ries.**

(Nachdruck verboten).

Der Doktor Max Schmidt liebte — von Herzen — mit Schmerzen — über alle Maßen — kurz, ganz so, wie es das bewußte Orakel von uns fordert. Es passierte ihm das gerade nicht zum ersten Male, allein, seiner Meinung nach hatte gewisse tückische Muskel unter der linken Westentasche noch nie so rebelliert wie eben jetzt.

Was war aber auch diese Gertrud Malzahn für ein Prachtmädel! Diese Augen! Dies herrliche Blondhaar und vor allem — diese Figur! Freilich mit der — er lächelte fast mitleidig — konnte sich seine kleine Cousine Lilli, die er noch vor drei Tagen für die Perle ihres Geschlechts gehalten hatte, nicht messen.

Heute Morgen erst hatte er Gertrud kennen gelernt, dann die Partie über das Gebirge mit ihr und ihrem Vater, dem Herrn Sanitätsrat, gemeinsam gemacht, und jetzt am Abend in dem gemütlichen, komfortabel eingerichteten Bergl.otel war man schon ein Herz und eine Seele.

Soeben hatte der alte Herr dem jungen Kollegen umständlich von den Reizen seiner Heimatstadt — — — Schrimm erzählt. Er besaß da, wie sich im Laufe der Unterhaltung herausstellte, mehrere Häuser und Grundstücke, auch eine nette kleine Villa, deren Erdgeschoß er mit der Tochter bewohnte, kurz — Doktor Schmidt konstatierte in Gedanken sofort, daß der alte Herr pekuniär in einer recht netten Affiette sitzen müsse.

Wer also diese Gertrud Malzahn einmal heimführte, machte entschieden in jeder Beziehung eine Partie „erster Klasse!"

Als die Gedanken des jungen Doktors hier angelangt waren, tat er einen tiefen Atemzug. Sein Entschluß stand bombenfest. Morgen schon bei passender Gelegenheit wollte er um Gertrud werben.

„Ihr ganzes Spezielles, mein gnädiges Fräulein" Damit hob er den schäumenden Bierkrug, sah sein Gegenüber bedeutungsvoll an, und auch seine Augen sprachen eine „ganz spezielle Sprache — — —

Einige Stunden später stieg das Kleeblatt in schönster Harmonie die breite, ins obere Stockwerk führende Treppe empor, um sich zur Ruhe zu begeben.

„Komm doch noch einen Augenblick mit in mein Zimmer, Trude," bat der alte Herr. „Ich kann den verflixten neumodischen Schlips nicht allein aufknoten."

So wanderten Vater und Tochter unter Führung des Oberkellners rechts den langen, schmalen Korridor entlang, während der kleine Piccolo den Doktor Schmidt links hinunter führte und diensteifrig die Tür eines Zimmers vor ihm aufriß, das lang und schmal wie ein Handtuch war.

Kaum sah sich der Doktor allein, so gähnte er ein Riesengähnen. Ach, er war doch rechtschaffen müde nach der strammen Tour heute! Nach fünf Minuten schon lag er im Bett. Pfui Deibel, war die Matratze aber hart! Na — schließlich — so 1600 Fuß über dem Meeresspiegel konnte man wohl nicht gut was Besseres verlangen. Bei seiner Müdigkeit würde er trotzdem schlafen wie gewiegt.

Ach — er dehnte sich wohlig auf dem harten Lager und schloß die Augen. Angenehme Bilder umgaukelten ihn. Wie bildhübsch hatte die Gertrud heute Abend ausgesehen! Und wie feurig der Händedruck gewesen war, den sie ihm zum Abschied gespendet hatte! Ein wohlgefälliges Schmunzeln umspielte seinen Mund. Er war doch eigentlich ein beneidenswerter Kerl!

Bauz! Wurde da die Tür des Nebenzimmers energisch ins Schloß geworfen. Das leicht gebaute Haus erzitterte in seinen Grundvesten, des Doktors Bettstelle ein dito.

„Na, na; na," brummte er ärgerlich, „man immer sachte." Das scheint ja ein rabiater Zimmernachbar zu sein.

Als Antwort ertönte von drüben her laules Pfeifen. „Freut euch des Lebens," befahl der Unsichtbare in so jämmerlich falschen Tönen, daß der musikalische Doktor sich entsetzt das Deckbett über die Ohren zog.

Allein, bei der Hitze war diese Situation auf die Dauer auch nicht zu ertragen.

„Wenn doch der Mensch das ewige Hin- und Herrennen lassen möchte," schimpfte der Doktor Lalblaut, als er aus seinem freiwilligen Gefängnis wieder auftauchte, „oder zum mindesten die infamen nagelbeschlagenen Stiefel ausziehen. Eine Rücksichtslosigkeit sondergleichen!"

Sicher war das der dicke Fleischermeister aus Berlin, der heute beim Abendbrot neben ihm gesessen hatte und immer mit seinen kolossalen Mastschweinen renommierte. Ein ganz ekelhafter, unausstehlicher Kerl.

Der Zimmernachbar war unterdessen sentimental geworden. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin," pfiff er in langgezogenen gefühlvollen Tönen, mit rührender Konsequenz immer daneben treffend.

„Wenn der infame Kerl doch wenigstens ein einziges Mal „aus Versehen" richtig pfeifen möchte," stöhnte der Doktor, dem dieser musikalische Genuß geradezu physischen Schmerz bereitete. Na, nu auch noch Wagner! Natürlich! Der lie . . . te . . . iebe Schwan . . . . . Das wurde ja immer niedlicher.

Gottlob! Endlich schwieg der Musikmann. — Wahrscheinlich war ihm die Puste ausgegangen. Dafür aber begann nun nebenan ein lebhaftes Plätschern und Planschen, Prusten und Stöhnen. Unbegreiflich, wie der Kerl mit den drei Tropfen Wasser, die hier oben nur geleistet wurden, soviel Geräusch machen konnte! Und wie lange das wieder dauerte! Als ob er sich für acht Tage im Voraus waschen wollte.

Na, mal mußte er ja auch damit fertig werden. Der Doktor war schon ganz resigniert geworden. Ein jammervolles Knarren und Quieken der Bettstelle verkündete bald darauf, daß der Nachbar im Begriff war, sein Lager aufzusuchen. Herrgott . . der Bums, mit dem er sich ins Bett fallen ließ, war auch nicht von schlechten Eltern! So 170 bis 180 Pfund mußte der Mensch mindestens wiegen.

Jetzt endlich trat Ruhe ein. Himmlische, wohltuende, erlösende Ruhe . . . Wieder umgaukelten angenehme Zukunftsbilder das Lager des Doktors. Ach, dies Schrimm war doch ein reizendes Städtchen! Viel netter noch, als er es sich gedacht hatte! Gertrud entpuppte sich als das Ideal einer Doktorsfrau. Und der Schwiegerpapa . . . einfach rührend! Die Villa hatte er ihnen gleich überlassen. Patienten gab's in Hülle und Fülle. Alle interessanten Fälle schienen sich gerade auf Schrimm kapriziert zu haben. Und er heilte sie alle . . . . alle . . . ohne Ausnahme . . . .

Ha! Was war das!? Entsetzt richtete er sich im Bett empor. Dies Geräusch . . . Woher kam das?

„Rrch . . . rrrch . . . rrrch!!" tönte es von links. Erst nur ganz leise, dann immer lauter und lauter, um schließlich zu wahrhaft donnerähnlichem Geräusch anzuschwellen.

Bei Gott, der Kerl schnarchte! Natürlich . . . der konnte ja nichts ruhig abmachen. Und wie er schnarchte!! Der Doktor lauschte einige Minuten förmlich andächtig. Wenn er das die ganze Nacht mitanhören mußte, dann wurde er einfach verrückt. Und das konnte kein Mensch von ihm verlangen.

Er nahm seinen schweren Gebirgsstiefel und schleuderte ihn energisch gegen die Wand des Nebenzimmers. Für einige Minuten blieb es darauf still, dann aber ertönte von neuem das entsetzliche Geräusch, wie es dem Doktor vorkam, sogar noch lauter und mißtönender denn je. Geradezu höhnisch klang es. Oh, das tat der Kerl mit Willen! Dem tückischen Menschen war alles zuzutrauen!

Der zweite Stiefel folgte dem ersten, dann der Stiefelknecht, endlich ein Stuhl. Allein nichts hatte dauernden Erfolg.

Der Doktor schäumte förmlich vor Wut! Das war ja um aus der Haut zu fahren! Da sich das nun nicht gut verwirklichen ließ, so fuhr er wenigstens mit beiden Beinen aus dem Bett. Nachdem er dann das Nachtlicht angezündet und sich notdürftig bekleidet hatte, ergriff er den Bergstock, und also bewaffnet, stürmte er auf den Korridor.

Die Tür des Nebenzimmers, an der er energisch rüttelte — war verschlossen. Völlig erschöpft lehnte er sich dagegen und dachte nach. Eigentlich war es gut, daß die Tür verschlossen war; denn er hatte eine Wut in sich, einen Haß auf den Kerl da drinnen . . .! Es hätte sicher ein Unglück gegeben, wenn er jetzt in seiner Gewalt gewesen wäre.

Die kalte Nachtluft, die durch ein geöffnetes Fenster in den Korridor drang, brachte ihn einigermaßen wieder zu sich und erinnerte ihn an seine mangelhafte Kleidung.

Einen Blick tiefster Verachtung warf er noch auf die unschuldige Tür, hinter der sein Feind schlummerte, schlummerte — trotz allem. Die Tür trug auf einem weißen Porzellanschild die Nummer „7". Na, wenigstens doch eine Gerechtigkeit des Schicksals! So'n Kerl konnte natürlich nur die „böse 7" bewohnen!

Diese schwache Genugtuung im Herzen schlich er endlich wieder zurück in sein Bett. Er wollte jetzt mit Lammesgeduld alles über sich ergehen lassen.

So lag er denn und lauschte unaufhörlich auf die Töne, die bald laut, bald leise, bald langgezogen und sanft anschwellend, dann wieder kurz abbrechend, aber immer mit gleicher Ausdauer aus dem Nebenzimmer drangen. Sein ganzer Mensch war nur noch Ohr!

Ueber eine Stunde erduldete er die Qual, dann aber empörte sich die gemarterte Natur. Nein, das ertrug er nicht länger!! Mit einem wilden Fluche schlug er mit der geballten Faust auf die Platte des Nachttischchens. Wenn andere Leute Lärm machten, dann wollte er wenigstens auch Lärm machen. Der Kerl da drinnen sollte von jetzt ab keine Sekunde mehr schlafen!

„Im fernen warmen Walfisch zu Askalon", begann er mit wahrer Stentorstimme zu singen.

„Aber mein Herr, was fällt Ihnen ein? ! Sind Sie plötzlich verrückt geworden? " tönte da von rechts eine piepende Männerstimme.

Der Doktor sang ruhig weiter.

„Zum Donnerwetter, ich bitte mir Ruhe aus! Sie sind doch nicht allein im Hotel! Ich will meine Nachtruhe haben!"

„Ja, die will ich auch haben, deshalb singe ich eben."

„Lassen Sie doch die dummen Redensarten! Sie sind ja ein ganz ungebildeter Mensch!"

„Oho! Ich verbitte mir solche Unverschämtheiten!"

So und ähnlich tönte das liebliche Wortgefecht noch eine Weile fort, bis sich endlich der dröhnende Baß des Wirtes als Dritter im Bunde dazu gesellte.

„Aber meine Herren, was soll denn das heißen?" schalt er aufgeregt. Wie können Sie hier solchen Lärm machen? !"

„Der Herr von Nummer 8 ist an allem schuld", schrie die Prepstimme in den höchsten Fisteltönen. „Fängt hier mitten in der Nacht an zu singen. Is ja unerhört!"

„Ich singe nur, weil ich nicht schlafen kann", verteidigte sich der Doktor. „Der Herr von Nummer 7 ist an allem schuld. Der schnarcht ja wie ein Ochse!"

„Ach was — Sie sind schuld, Sie — auf Nummer 8", entschied ungerührt der dicke Wirt. — „Schnarchen kann jeder in meinem Hotel so viel er will, aber singen nicht! Ich werde Sie polizeilich belangen! Sie vertreiben mir ja die Gäste!"

Den Rest der Nacht verbrachte der Doktor in banger Erwartung. Seine Nerven waren so aufgeregt, daß er immer noch das ominöse Geräusch zu hören glaubte. Allein jetzt war alles mäuschenstill. Trotz der himmlischen Ruhe aber konnte er keinen Schlaf finden. Als gegen Morgen das Leben im Hause zu erwachen begann, stand er auf, ließ sich im Gastzimmer mehrere Tassen schwarzen Kaffees einschenken und machte dann einen stundenlangen Spaziergang.

Als er endlich wieder in das Hotel zurückkehrte, traf er in dem saalartigen Hausflur auf Fräulein Gertrud, die ziemlich mißmutig dreinschaute.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, wie haben Sie geruht? " fragte er eingedenk seiner schrecklichen Nacht.

„Ach, miserabel!" lautete die ungnädige Antwort. „Ich hatte einen entsetzlichen Zimmernachbar, der mich auf alle nur mögliche Weise störte. Kein Auge habe ich zugetan! Schließlich fing der pöbelhafte Mensch noch an zu singen."

Eine furchtbare Ahnung durchzuckte das Hirn des Doktors.

„Wie? Was? Waren Sie vielleicht der K . . . das . . . die . . . Nummer 7? " stammelte er fassungslos.

Die Reihe des Erstaunt'seins war jetzt an Fräulein Gertrud. „Allerdings. Und waren Sie denn vielleicht . . . "

„Der pöbelhafte Mensch! Jawohl!" fiel er bissig ein.

Einige Augenblicke maßen sich darauf beide mit feindseligen Blicken, und der Doktor begriff mit einem Male nicht, was er an dieser Gertrud hatte schön finden können. Schon allein die Figur! So robust, so unfein! Garnicht zu vergleichen mit seiner reizenden Kousine Lilli!

Oh, er mußte dem Schicksal dankbar sein! Denn ohne dessen weise Fügung hätte er wahrscheinlich ahnungslos diese Barbarin zu seiner Frau gemacht und sich zeitlebens in das elende, polnische Nest vergraben!

Der Letzte.

Ein Zeitbild von **Georg Paulsen.**

(Nachdruck verboten.)

Mit stieren Augen, aus denen die Flammen der Gier und der Verzweiflung schlugen, stand der Mann vor dem stählernen Geldspind, und seine zitternden Finger entnahmen einen Pack Papiere nach dem anderen den Fächern. Dabei murmelten die Lippen vor sich hin: „Gut abgepaßt, gut abgepaßt. 10 000, 20 000, 30 000 . . ."

Ein Pochen an der Korridortür störte ihn . . . Die Tasche, in welche er die den Fächern entnommenen Päckchen Wertpapiere legte, fiel aus seinen bebenden Händen auf den Erdboden. Wer kam da? Die nach der Straße zuführende Haupttür zum Geschäft war schon vor einer Viertelstunde geschlossen, das Personal hatte sich entfernt. Wer kam jetzt noch, wer wollte noch etwas? War es die Polizei? Die Züge des Mannes verzerrten sich, die Hand fuhr nach der Brusttasche, die einen geladenen Revolver barg. So dicht vor dem Gelingen sollt. der lange und sorgsam vorbereitete Plan fehlschlagen? „Wer ist da? " stammelten jetzt die farblosen Lippen mit Mühe.

Die Stimme, die antwortete, ließ den Mann aufatmen. Es war der jüngste Lehrling des Geschäfts, welcher mit lauter Stimme rief: „Entschuldigen Sie, Herr Kassierer, hier ist noch ein Kunde von außerhalb, der eine größere Geldsumme ins Depot geben möchte. Wenn Sie so gut sein und dem Herrn das Geld noch abnehmen wollten."

Fort waren Schreck und Angst aus den Gesichtszügen des Mannes. Eine satanische Freude leuchtete aus den eben noch von Verzweiflung verzerrten Blicken. Die Rechte ließ den Revolvergriff fahren und griff nach der auf den Boden gefallenen Tasche, sie in den Geldschrank zurückzugen. „Ich komme gleich, einen Augenblick, ich war schon beim Umziehen." Eine Minute später flog der Riegel der Tür zurück.

Der Geschäftsfreund bat höflich, ihm eine Summe von 20 000 Mark noch abzunehmen, da er sie nicht mit sich herumtragen wolle. „Man kann nicht wissen, was für Malheur man hat, wissen Sie!" — „Natürlich, natürlich, Vorsicht ist zu allen Dingen nütze!" sagte der Kassierer grinsend. „Ich brauche Sie nicht, Müller!" bemerkte er dann dem Lehrling, und dieser machte sich eiligst aus dem Staube.

Der Geldbringer und der Kassierer wechselten, während letzterer die Quittung schrieb, noch ein paar Worte. „Ich will ins Theater!" meinte der Erstere. „Haben Sie keine Lust? " fragte er gemütlich — „Leider nein! Meine Mutter ist krank, ich muß gleich nach Hause." — Oh, bedaure! Wünsche gute Besserung!" damit ging der Fremde.

Kaum war er hinaus, so brach der Zurückgebliebene in ein leises, aber dafür um so widerlicher klingendes Gelächter aus: „Die Dummen werden nicht alle, und wenn sie es werden, der Teufel schickt neue. 20 000 Mark bar Geld, 75 000 Mark in Scheinen habe ich im Spind, macht bald 100 000 Mark. Damit läßt sich was anfangen. — Morgen ist Montag, übermorgen früh, schwimme ich von Antwerpen nach Amerika. Das Billet ist längst besorgt. Keiner wirds herauskriegen, wohin der durchgegangene Kassierer Fischer gegangen. Und der Chef? Er hats gut mit mir gemeint, aber er kanns verschmerzen. Was kann ich für mein Pech an der Börse? "

Eilfertig packte er die große Tasche voll, wickelte diese in ein paar Bogen Zeitungspapier, umschnürte sie und fuhr, nachdem er das Geschäft verschlossen, in seine Wohnung. Die freundliche Wirtin des Chambregarnisten hatte seinen kleinen Handkoffer gepackt, der Kassierer wollte, wie er schon Morgens gesagt hatte, einen Ausflug in die Umgebung machen, wie er es häufig tat, draußen über Nacht bleiben und erst am Sonntagmorgen in die sommerschwüle Großstadt heimkehren. Mit heiteren Worten nahm er die Tasche in Empfang, sprang wieder die Treppe hinunter und in seine Droschke die er zu einem Vorortsbahnhof beorderte. Von dort wollte er, um unbeachtet zu sein, nach dem Hauptbahnhof für die Route nach Westen fahren, für welche die Fahrkarte bis Antwerpen bereits gelöst war.

Dem harmlosen Provinzler war wegen seiner 20 000 Mark und deren Anlage inzwischen noch ein Gedanke gekommen, und als es nun der Zufall wollte, daß er jenen mit einem Handkoffer in die Droschke steigen sah, und als Ziel jenen Bahnhof angeben hörte, wunderte er sich zwar, daß der Kassierer verreise, aber die kranke Mutter konnte ja möglicherweise in der Nähe wohnen. Immerhin war noch auf dem Bahnhofe Zeit zu einer kurzen Rücksprache. Flugs nahm er eine zweite Droschke und fuhr der ersten nach, nachdem sein Nachrufen ohne Erfolg geblieben war.

Der ungetrene Kassierer streichelte während seiner Fahrt unwillkürlich diejenige Stelle seines Koffers, an der sich das Täschchen mit den 95 000 Mark befand. Der Plan war großartig gelungen, er war ein schuldenfreier und reiner Mann, allerdings auf der Flucht; aber das fatale Gefühl des Scheiterns des ganzen Planes im letzten Augenblick war verflogen, keine Woche mehr und er stieg in Amerika ans Land. Niemand würde auf seine Spur kommen.

Ruhig stieg er aus, bezahlte seinen Kutscher; da hörte er plötzlich auf einige Entfernung den Ruf: „Heda, Herr Kassierer!" Und ein ganz freundlich dreinschauender Herr, mit von der Hitze gerötetem Gesicht winkte mit einem Schirm aus einem her-

Bekanntmachung.

Die Lieferung von 1903.

Angebote sind bis zum 1. Juni 1903 ... Bedingungen ... Witten.

Bekanntmachung.

Die Lieferung ... Angebote ... Bedingungen ... Witten.

Bekanntmachung.

Die Lieferung ... Angebote ... Bedingungen ... Witten.

Bekanntmachung.

Die Lieferung ... Angebote ... Bedingungen ... Witten.

Deutschland.

... Juni ... Straße ... Brannt- ... Herne. ... wird ihm ... Mitglieder ... schlagen. ... Düsseldorf, ... Bergarbeiter- ... Verein ... 1896 eine ... Bergleute ... Bergarbeiter- ... Verhältnis ... wichtiges ... gestellt. ... Sozialdemokratie ... Bergarbeiter- ... Arbeiter- ... gleich ... Bergleute ... Bergarbeiter- ... Verein ... Bergleute ... Bergarbeiter- ... Verein ... Bergleute ... Bergarbeiter- ... Verein

anrollenden Wagen. Sprachlos blieb der Flüchtling stehen! Auf den ersten Blick erkannte er den letzten Geschäftsbesucher von heute Abend wieder.

Was wollte der? Hatte er Verdacht geschöpft? Das war nicht gut möglich! Wollte er seine zwanzigtausend Mark zurückhaben? Wahrscheinlich. Jetzt nachdem das Kontor geschlossen war, lag keinerlei Anlaß oder Verpflichtung vor, das eingezahlte Geld zurückzuzahlen; aber das gerade konnte Aufsehen erregen, zu einem längeren Aufenthalt jedenfalls Anlaß geben und der mußte vermieden werden.

„Holla, he, Herr Kassierer!“ rief der Fremde abermals.

Da verlor der sich verfolgt Wähnende die Besonnenheit. Hastig eilte er in die Bahnhofshalle, sich eine Fahrkarte zu lösen, in einen Zug zu springen und Jenem aus den Augen zu kommen. „Na, solche Ungeschicklichkeit!“ rief der Kunde ärgerlich. „Warten Sie doch einen Augenblick blos!“

Umsonst! Und nun wurde der freundliche Mann wütend, und als ein Herr ihn fragte, ob er Jemand suchte, ob Auskunft gefällig sei, schrie er: „Den Kassierer will ich, der Mensch rennt ja, als sei ihm die Polizei auf dem Nacken!“ Der Herr machte große Augen, aber er sagte nur: „Hier kommen Sie, Trab, Trab!“ Und einen Seitengang hindurch ging es auf den Bahnsteig, wo ihnen eben der Kassierer entgegenkam.

Dem harmlosen Provinzmann war der Zorn bereits verflogen, lachend rief er: „Sehen Sie, ich war doch schneller als Sie!“ Aber sofort drehte sich der Kassierer wieder um, und während der Gemütliche ganz perplex meinte: „So was ist mir doch noch nicht vorgekommen!“ war sein neuer Bekannter eilig dem Flüchtigen gefolgt.

Keine zwei Minuten mehr und aus dem Abort des Bahnhofs, dessen Tür von innen versperrt war, die aber der Verfolger des eiligen Kassierers mit einem settsam geformten Schlüssel zu öffnen sich bemühte, ertönte ein Knall. Da sprang die Tür auf. Der Ungetreue hatte sich selbst ins Herz geschossen und kopfschüttelnd hörte es der letzte Kunde zehn Minuten später, daß seine 20 000 Mark sich in dem Handkoffer des Toten befunden hätten.

Hauswirtschaftliches im Sommer.

Für die Hausfrauen in Stadt und Land, welche freiwillig oder auch unfreiwillig das Motto auf ihr Panier geschrieben haben: „Oft oder West, daheim am Best“, gibt es im Hochsommer eine Zeit geschäftigster Tätigkeit. Ueberall locken und leuchten in den Obstgärten resp. in den Markthallen die roten, gelben und grünen Beerenfrüchte, die hellen und dunklen Kirschen und ersten Pflaumen, und mahnen daran, daß, so schön sie auch im Rohzustande aussehen, und desgleichen schmecken mögen, dennoch dieser Zustand die schnelle Vergänglichkeit der ersten Jugend an sich hat und daher nach einem patentiert guten „Konservierungsverfahren“ ruft. Da heißt es, sich also an die Arbeit der Früchteverwertung im allgemeinen und des Früchteeinkochens im speziellen zu machen. In großen Landhaushaltungen seufzt die Hausfrau resp. die sogenannte Mamsell oft schwer unter der Last der Arbeit, die sich in verschiedenster Variation durch den ganzen Sommer bis in den Herbst hineinzieht.

Für das Einmachen der Beerenfrüchte wie Erdbeeren, Himbeeren, Johannesbeeren, Heidelbeeren Stachelbeeren, Brombeeren, Preißelbeeren 2c.. besitzt jede Hausfrau eine solche Fülle bestenprobter und „alleinseligmachender“ Rezepte, daß es Eulen nach Athen tragen hieße, wollte man hier noch solche nennen. Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt werden überall Meisterwerke des Früchteeinkochens vollbracht, und mit stolzer Genugtuung zählt die Hausfrau am Ende der Schlacht die stattliche Heerschar von Gläsern mit Früchten aller Art, mit rubinleuchtendem Himbeer-, Johannisbeer- und Preißelbeer-Gelee und bernsteinfarbigem Aykelgelee. Schöe Farbe und durchsichtige Klarheit sind Haupterfordernisse eines tadellos gut geratenen Gelees. Für solche Hausfrauen, denen ein eigener Obstgarten zur Verfügung steht, die also nicht nötig haben auf Sparsamkeit hinsichtlich der Fruchtmenge zu achten, ist es sehr viel leichter, gute, klare Gelees zu bereiten, da sie sich die kostbare, noch aus Großmutters Zeiten stammende Art des „nur Durchtröpfelns“ durch den aufgehängten Saftbeutel leisten können. Indessen bei sorgfältiger Behandlung der Gelee-eutel darf man ruhig die Obstsorten mäßig mit der Hand auspressen und erhält doch ein klares Gelee. Vielfach benutzt man heutzutage auch Fruchtpressen. Dieselben sind ähnlich konstruiert, wie die überall gebräuchlichen Fleischhackmaschinen. Durch Kurbeldrehung wird die sog. Druckschnecke in Bewegung gesetzt, welche die in den Trichter gefüllten Beeren zerquetscht, den Soft durch ein Sieb und die unten am Cylinder befindlichen Löcher in ein untergestelltes Gefäß preßt, sowie die übrigen Rückstände durch die Oeffnung am Ende des Cylinders in einen anderen Behälter befördert. — Eine andere Hilfsmaschine für die Einmachzeit sind „Kirschenkerner“. Es gibt dieselben in verschiedenen Formen. Der praktischte ist der einfach aus starkem Draht zu einem federnden, spitzen Winkel gebogenen Entkerner, an dessen oberem Hebelarm senkrecht ein röhrenartiger, gezahnter Stempel befestigt ist, während der untere einen Porzellanring hält. Durch das Zusammendrücken beider Hebel drückt der Stempel den Kern der auf dem Porzellanring gelegten Kirsche durch und läßt das Kirschfleisch zurück. — Zu sehr mannigfacher Verwertung in der „Hausindustrie“ kommt die Johannesbeere. Neben den roten, rosa, gelben und weißen Johannisbeeren, aus welchen prächtige Kompotts, Gelees, Saft zu Limonaden 2c. bereitet werden, darf auch die schwarze Johannisbeere nicht vergessen werden. Im Rohzustande ist sie zwar ihres herben Geschmackes halber ziemlich unbeliebt, gibt aber gekocht einen schönen Gelee und eine Marmelade, die gesundheitsfördernd für Lungen- und Magenleidende sein soll; desgleichen bereitet man daraus einen köstlichen magenstärkenden Likör. Das Kompott von eingelegten schwarzen Johannisbeeren wird vielfach statt Rum in den Tee getan, was den Rumgeschmack völlig ersetzt. In England wird diese Johannisbeersorte viel bereitet und genossen, weil die heilbringende Kraft der Beere anerkannt ist. Einen großen Raum bei der Verwertung der Johannisbeere im Hausgebrauch nimmt neuerdings die Bereitung von Johannisbeerwein ein. Er wird mit Zusatz von Wasser und Zucker ohne jede Vermischung von Spirituosen aus dem rohen Safte der Beere bereitet. Rote und weiße Beeren, gesondert oder gemischt, geben reine volle Weine mit schöner Blume. Schwarze Johannisbeeren allein oder mit Zusatz von weißen (nicht roten) geben einen in der Farbe und Herbheit dem Bordeauxweine ähnlichen Wein mit Muskatellerarama. Die ersten Anschaffungskosten an Fässern, Flaschen und Gefäßen abgerechnet, stellt sich die ½ Literflasche besten Johannisbeerweins bei Selbstzubereitung auf nur 40 Pfennig. Ein Versuch ist also immerhin lohnend.

Das Trinken der Feldarbeiter.

Viele Landleute bemühen sich, bei ihren Feld- und Gartenarbeiten den Durst zu bekämpfen, um dem lästigen Schwitzen zu entgehen. Dies ist nicht richtig gehandelt und kann unter Umständen zu schlimmen Zuständen, oft auch zu gefährlichen Krankheiten führen. Der Durst ist als Nahrungsbedürfnis zum Ersatze der dem Körper verloren gegangenen Flüssigkeiten anzusehen, und es treten daher bei Nichtbeachtung dieser Mahnung Blutverdickung, Austrocknung der Gewebe und schließlich der sogenannte Sonnenstich ein. Abgesehen von diesen schlimmsten Folgen ist es auch einleuchtend, daß durch den mangels Flüssigkeit geschwächten Stoffwechsel die Körperernährung beeinträchtigt wird. Es ist daher keinesfalls rätlich, den Durst völlig zu unterdrücken, jedoch trinke man langsam und mäßig. Anzuempfehlen ist es, dem Trinkwasser etwas Zitronensäure (welche man krystallisiert in Drogen- 2c. Handlungen erhält) oder einige Tropfen der billigen (gereinigten) Salzsäure hinzuzusetzen. Es wird dadurch der durch die Wasserzufuhr bewirkten Veränderung der Magensäure in entsprechender Weise entgegengewirkt.

Unkräuter-Abgänge.

Die Unkräuter-Abgänge, welche beim Reinigen (Hacken, Wieten) der Gartenbeete und Gemüsepflanzen abfallen, werden nicht immer zweckentsprechend behandelt. Wenn sich auch nichts dagegen einwenden läßt, daß die besseren und passenden von ihnen nach sorgfältiger Reinigung den Schweinen, Ziegen 2c. zum Durchfressen vorgelegt werden, so ist doch wohl darauf zu achten, daß die in der Entwickelung bezw. bis zur Samenbildung oder gar Reife vorgeschrittenen wedernden Vieh gegeben noch achtlos umhergestreut werden. Denn einmal macht sich das Vieh nicht viel daraus und anderseits werden die Samenkräuter nur zu leicht in den Dung getreten oder gelangen durch Magen und Darm dahin und von dort zurück in den Garten. Dieser Vorgang kann unter Umständen so große Ausdehnung annehmen, daß im wahren Sinne des Wortes ein richtiger Kreislauf von fälschlich behandelten, keimfähig gebliebenen Unkrautsämereien eintritt, der unvermeidlich zur Vermehrung lästiger Pflanzen wie zur Häufung von Arbeit für ihre Bekämpfung führt. Das Richtigste ist schon immer, alle Unkräuter zu sammeln und an einem bestimmten Orte auf einen Haufen zusammenzutragen, wo sie durch Hinzuschüttung von Abgängen anderer Art aus der Häuslichkeit und aus der Wirtschaft (Asche, Müll, Kehricht 2c.) kompostiert werden. Freilich verursacht das Kompostieren durch zeitweise regelrechtes Umstechen etwas Arbeit; aber diese kleine Mühe macht sich durch den Erfolg reichlich belohnt. Denn im Komposthaufen werden alle Unkräuter und ihre Samen am sichersten zerstört. Gut behandelter Kompost schafft daneben eine wertvolle Dünger-Erde, die zu jeder Zeit mit großem Nutzen im Gemüsegarten — namentlich an Stellen und Flecken mit rohem, nahrungsarmem Boden — nachhaltige Verwendung finden kann.

Gedankensplitter.

Sicher trägt wenig so zur Bildung unseres Herzens bei als die Brauheit eines Vaters, die Liebe einer Mutter. Eine freudlose Jugend ist nur zu oft das traurige Vorspiel zu einem freudlosen, vergrämten, menschenscheuen, ja menschenfeindlichem Alter.

* * *

Für jede Träne, die du mild
Zu trocknen hast gewußt,
Ein Tropfen Himmelsfrieden quillt
In deine eigne Brust.

* * *

Grollen, Nachtragen, Uebelnehmen ist immer ein Zeichen einer kleinlichen Seele.

Ach, wie oft vergeben wir bloß, weil wir vergessen, anstatt zu vergessen, was wir vergeben haben.

Die Beleidigungen verschmerzen, ist das Merkmal höherer Seelen, ob sie gleich tief gefühlt.

Lustige Ecke.

Die erste Pflicht. „Welche Pflicht hat der Advokat zu erfüllen, wenn er einen Prozeß übernimmt?“ — Kandidat: „Er hat sich einen angemessenen Vorschuß geben zu lassen.“

Eine vorsichtige Mutter. „Ich liebe Sie, mein Fräulein, über alles in der Welt! Lieben Sie mich auch?“ — „Nein! Meine Mutter hat mir verboten, einen jungen Mann zu lieben, ehe er mich geheiratet hat.“

Versteckrätsel.

Hundert — Boulanger — Distel — Roderich
Bestreben — Tekel — Kochbuch.

Aus jedem der obigen Wörter sind drei nebeneinanderstehende Buchstaben zu nehmen, welche im Zusammenhang ein bekanntes Sprichwort ergeben.

Auflösung des Scherzrätsels in vor. Nr.:
Madame, Adam, da Oiel, Daniel.

Westfälisches Familienblatt.

Tägliche Unterhaltungs-Beilage zum Wittener Tageblatt.

Nr. 180. Redaktion: H. Krüger jun., Witten. Dienstag, 4. August Rotationsdruck u. Verlag v. C. L. Krüger, Witten. 1903.

Verrat.

6] Von Hans Wald.

(Nachdruck verboten.)

Der Zug von Metz nach Nancy war außerordentlich besetzt, alle Bemühungen der Begleiter, für Frau von Marigny ein Abteil erster Klasse allein zu bekommen, waren vergebens. So stieg sie denn schließlich in ein Abteil ein, in welchem zwei Damen und ein Herr saßen. Man tauschte die letzten Worte, und die Abreisende küßte liebevoll Madeleines Stirn.

Eben wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als Georg von Scholting einen vollen Blick in das Gesicht des Herrn gewann, der auf der andern Wagenseite, Frau von Marigny schräg gegenüber saß. Er konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken, es war derselbe französische Herr, den er in das Haus der Russlers am Nachmittage eintreten sah, in dasselbe Haus, in welchem auch Anne ihren Besuch abgestattet hatte, in welchem Walter wohnte.

„Was haben Sie?“ fragte Herr Russler neugierig.

„Ich meinte einen Herrn zu sehen, dem ich heute wiederholt begegnet bin.“

Russler folgte seinem Blick.

„Ah, Herr von Larotte, der uns heute besuchte? Sie kennen ihn? Nun, wenn er im Wagen, dann ist Anne wohl aufgehoben, Herr von Larotte war früher der Adjutant des Obersten von Marigny.“

„Aber warum hat sich der Herr nicht sofort der gnädigen Frau bemerkbar gemacht?“ forschte von Scholting unwillkürlich.

Russler hatte keine Zeit zu antworten, Madeleine trat gerade von der Wagentür zurück, und die Lokomotive zog keuchend und schnaufend die Wagenreihe hinter sich her.

Noch einige Winke hinüber und herüber mit der Hand, und die rollenden Räder hatten Anne von Marigny aus ihrer Vaterstadt entführt.

Der Bahnhof leerte sich langsam, er war dicht von Menschen gefüllt gewesen, denn viele der Abreisenden waren von Verwandten und Bekannten zum Zuge geleitet. Georg bot Fräulein Russler seinen Arm an, sie legte, nach ihrem fragenden Blick nach ihrem Vater, ihre Hand leicht auf seine Rechte. Herr Russler war in bester Laune. „Sie ist doch eine prächtige Frau, die Anne, trotz der krausen Gedanken, die mitunter die Herrschaft über sie gewinnen. Aber das muß man nicht so genau nehmen,“ sagte er, wie mit leiser Entschuldigung, „dieser Aufenthalt in Paris hat viel Schuld daran. Und dann die Krankheit des armen Marigny. Nun, trotz allem, kann er stolz auf Anne sein.“

„Sie ist eine seltene Frau!“ betonte Georg in voller Ueberzeugung. „Ich empfand das bei ihrem vorjährigen Besuch in Deutschland. Ich empfand es heute wieder, wenn auch —“

„Sie sich wundern, daß Anne an Ihrem Bruder so großes Interesse nahm? Nun, derlei unbefangenes Auftreten, das doch nie frei wird, habe ich oft bei ihr beobachtet. Sie denkt viel und ist bei ihrem Herrn Bruder auf eine verwandte Natur gestoßen. Daß dies Interesse einem deutschen Offizier gilt, nun, ich meine, das zeugt von einer guten Portion Vorurteilslosigkeit!“

„Und wollen Sie und Ihr Herr Bruder wirklich den Oberst von Marigny besuchen?“ fragte Madeleine hastig, während sie lebhaft errötete. Ihr Vater lachte lustig. „Aber, Kleine, was geht Dich das an?“

„Wenn es die Zeit gestattet, warum nicht?“ meinte Georg. „Ob mein Bruder sich anschließen wird, weiß ich allerdings nicht, denn er pflegt in solchen Einladungen selten mehr wie eine gesellschaftliche Höflichkeit zu sehen, und liebt es nicht, verpflichtet zu werden. Aber wenn es für ihn so passen sollte, warum nicht auch mein Bruder?“

„Es entfuhr mir nur so,“ entgegnete Madeleine leise.

Inzwischen war Scholting der französische Herr wieder in den Sinn gekommen. Es stand ja doch fest, daß er jenen in das Russler'sche Haus hatte eintreten sehen, und dasselbe hatte Frau von Marigny besucht. Sie mußten also dort einander getroffen haben. Und nun, bei der Abreise vermied der Franzose jede Begrüßung der Dame? Das konnte unmöglich Mangel an Höflichkeit, sondern nur als Absicht gedeutet werden, und zwar aus dem Grunde, weil er von Annes Begleitern nicht bemerkt werden wollte.

„Sie haben noch etwas auf dem Herzen, Herr von Scholting, fragte Herr von Russler liebenswürdig, wie immer.

Georg sprach in etwas zurückhaltenden Worten aus, was er dachte. Der Alte lächelte. „Man liest so oft in den Zeitungen, daß die Franzosen in jedem Fremden einen Spion wittern, und es scheint mir, als wirkte diese Manie etwas ansteckend, verzeihen Sie mir den Scherz,“ begütigte er, als er erkannte, wie Scholting errötete, „aber ich bin gern bereit, Ihnen vollste Aufklärung und Beruhigung zu geben. Jener Herr hat uns in der Tat heute einen Besuch abgestattet, er hat auch Anne getroffen, aber es hat zwischen den beiden nicht etwa eine freundschaftliche Unterredung oder eine Besprechung geheimer Pläne, sondern eine recht geruhte Auswanderersetzung gegeben. Ich hatte Anne nie so sprechen hören!“

„Ich bitte, nicht weiter!“ fiel der junge Herr ein. „Sie haben Recht, die französische Spionensucherei scheint anzustecken, ich muß um Verzeihung bitten. Ich habe nicht das geringste Recht, mich in solche Angelegenheiten hineinzumischen.“

Er hörte, wie Madeleine nur mit Mühe ein Lachen unterdrückte. „Sie haben ganz recht, sich über mich lustig zu machen, gnädiges Fräulein, lachen Sie nur!“

„Nicht doch, Herr von Scholting,“ entgegnete Madeleine ziemlich eifrig, „es fiel mir nicht ein, über Sie zu lachen. Meine Gedanken verweilten nur bei der kleinen Szene zwischen Frau von Marigny und dem fremden Herrn heute Nachmittag. Anne ereiferte sich soweit, daß sie sagte, es sei ihr eine Freude gewesen, doch einmal feststellen zu können, daß die deutschen Herren noch ritterlicher gegenüber einer Dame seien, als manche ihrer französischen Landsleute. Und da diese Aeußerung sich doch nur auf Sie beziehen konnte, mußte ich lächeln, weil Sie jetzt so ein zerknirschtes, schuldbeladenes Gesicht machten, wozu Sie gar keinen Anlaß hätten.“

Georg küßte die kleine Hand, und Herr Russler lachte vergnügt. „Sieh einer, mein Mädchen gewinnt Leben! Aber so war es in der Tat, Herr von Scholting. Der französische Herr, es ist ja gar kein Geheimnis, daß er der frühere Adjutant des Oberst von Marigny war, ist ein glühender Patriot, er war schon erregt durch den enthusiastischen Empfang, welchen der deutsche Kaiser hier an der Mosel gefunden. Herr von Larotte hat eben, wie die meisten Franzosen, viel zu sehr dem geglaubt, was die Zeitungen seines Landes seit Jahren über die Verhältnisse in Elsaß-Lothringen geschrieben haben. Er will nun, wo er etwas ganz anderes wahrnimmt, seinen Augen und Ohren nicht trauen. Er brachte übrigens von seiner Mutter, die meiner Frau von Jugend her freundet ist, Grüße. Er war freudig überrascht, Frau von Marigny zu treffen, aber diese Stimmung verschwand bald, als Anne ihn einlud, zusammen mit Madeleine und mir, Sie, Herr von Scholting, zu begrüßen.“

„Das hätte Frau von Marigny getan?“ rief Georg überrascht.

„Ganz gewiß. Sie meinte auf Herrn von Larottes Weigerung, daß es niemanden schade, sich von dem Wert eines ehrlichen Gegners zu überzeugen. Sie liebte Deutschland nicht, sie müsse aber die Deutschen, die es verdienten, achten. Darüber gab es bittere Worte, und als Herr von Larotte sich verabschiedete, geschah es mit einer Förmlichkeit, die sehr von der Herzlichkeit der Begrüßung abstach. Kann es Sie jetzt besonders verwundern, daß Herr von Larotte von Ihnen unbemerkt bleiben wollte?“

„Ganz gewiß nicht,“ erwiderte der junge Mann eifrig. „Ich verspreche es, diese Sturmgedanken“ — dabei dachte er mit ziemlicher Beschämung daran, daß er die Familie Russler selbst in einem gewissen Verdacht gehabt, „zu verbannen. Ich danke Ihnen aufrichtig für die Lektion.“

„Sehen, Sie, das gefällt mir,“ setzte Russler herzlich. „Ein Franzose würde nicht so leicht seinen Irrtum eingestehen, der Deutsche ist doch jeder Nation in der Ehrlichkeit über, selbst da, wo sie niemand verlangt. Doch wir sind in wenigen Schritten zu Haus. Wäre nicht das Leiden meiner Frau —“

„Ich bitte dringend, mich nicht als Störenfried anklagen zu müssen,“ entgegnete Scholting eifrig. „Doch würde es mir gestattet sein, mich morgen zu geeigneter Stunde nach dem Befinden von Madame Russler zu erkundigen?“

„Es wird uns eine Freude sein!“

Russler sprach so offen, und Madeleine schloß sich ihm ebenso an, daß ohne weiteres zu erkennen war wie hier nicht die leisesten Hintergedanken vorlagen. —

Die beiden Brüder von Scholting saßen diesen Abend noch manche Stunde beisammen, die Erinnerungen aus der Heimat indessen wurden beinahe in den Hintergrund gedrängt durch die Eindrücke des heutigen Tages. Anne von Marignys und Russlers Namen kehrten im Laufe der Unterhaltung am häufigsten wieder, mochten die Brüder auch noch so oft von diesem Thema abschweifen, immer kamen sie von neuem darauf zurück.

Als der Zug nach Nancy den Bahnhof von Metz verlassen hatte, wendete Anne von Marigny sich ihren Mitreisenden zu. Und jetzt erhob sich Herr Gaston von Larotte, der bisher unbeweglich auf seinem Platz verharrt hatte, und begrüßte die schöne Frau mit tiefer Verneigung. Sie dankte höflich, aber kühl, nahm ihren Platz ein und versank in tiefes Sinnen, ohne zu beachten, daß Larotte sie aufmerksam musterte.

Der französische Offizier machte auch in seiner Zivilkleidung einen guten Eindruck. Auf einem muskelkräftigen schlanken Körper saß ein bedeutender Kopf mit energischen Zügen, ein rechtes Soldatengesicht, das auf einen Charakter schließen ließ, der jedem Befehl zu folgen, jeder Gefahr zu trotzen bereit war. In seinem Aeußeren hatte Larotte jede moderne Zierlichkeit, alles Kleinliche vermieden, das doch sonst bei seinen Landsleuten so beliebt ist, der dunkle Anzug war gewissermaßen eine in das bürgerliche Gewand übertragene Uniform. Des Gesicht war gebräunt, ein kurzer starker Schnurrbart gab ihm einen Zug von Strenge, dem nur die sichere Ruhe fehlte, um einen wirksamen Eindruck zu machen. Ein Blick in